



Inhalt: Excellenz Schwiegermama. Novelle von Friedrich Friedrich. — Eine heitere Gesellschaft. Originalzeichnung von Carolus Duran. — Der Linderhof. Von Georg Freiherr von Dyhern. — Gefühlvoll! — Wie es die Frauen doch so gut haben. — Entfugung. Originalzeichnung von G. Müller. — Ein verhängnisvoller Augenblick. — Die Mode. Von Veronika v. G. — Auflösung des Logogryphs Seite 292, des Nebus Seite 294. — Nebus. — Correspondenz. — Inserate.

Excellenz Schwiegermama.

Novelle von Friedrich Friedrich.

1.

Es war fast um die Mittagsstunde, als der Freiherr von Linden-Düren sich von seinem Lager erhob, in sein Zimmer

gewesen, und wenn er seine Frau auch nicht sehr geliebt, so war seine Ehe, die ihm manche stille Freude und Zerstreuung brachte, doch eine glückliche. Nach dem Tode seiner Frau war seine Schwiegermutter, die Wittve eines früheren Ministers von Warberg, zu ihm gezogen, um sich der Leitung seines Haushaltes und der Erziehung seiner beiden Kinder, eines jetzt siebenjährigen Knaben und sechsjährigen Mädchens, anzunehmen. Doch vermochte diese Dame ihn nicht an das Haus

Die Excellenz, welche an den Geschäften des seligen Ministers einen sehr lebhaften Antheil genommen und durch mancherlei kleine Intriquen stets ihren Willen durchgesetzt, hatte aus jener Zeit, auf die sie noch mit Stolz zurückblickte, die Gewohnheit beibehalten, Alles in Departements einzutheilen. Mit Entschiedenheit hatte sie erklärt, daß die Erziehung der kleinen Agathe in ihr specielles Departement falle, und der Freiherr nicht widersprochen, obschon er im



Eine heitere Gesellschaft. Von Carolus Duran.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

trat und heftig dem Diener schellte; wenige Minuten später trat Christoph mit dem Kaffee und der Morgenzeitung ein.

Der Freiherr schritt langsam im Zimmer auf und ab und schien sowol den Kaffee wie die Zeitung vergessen zu haben; seine große, schlanke Gestalt hatte etwas gemessen Vornehmes und seine Bewegungen waren dabei leicht und elegant. Die Züge des hübschen Gesichtes schienen ermüdet und abgesspannt, obschon die dunkeln, scharfen und sehr lebhaften Augen dem widersprachen, denn es leuchtete aus denselben ein erregbarer und leidenschaftlicher Sinn. Um den feingeschnittenen Mund zuckte ein stolzes, halb spöttisches Lächeln.

Der Freiherr zählte erst fünfunddreißig Jahre, konnte aber leicht für einen Vierziger gelten. Er war verheirathet

zu seßeln, so bereitwillig er auch ihre Vorzüge anerkannte, die freilich nach seiner Ansicht weit geringer waren, als nach ihrer eigenen.

Endlich ließ er sich an dem Tische nieder, trank halb in Gedanken eine Tasse Kaffee und nahm dann die Morgenzeitung zur Hand. Gelangweilt blätterte er in derselben und überflog die Ankündigungen, bis sein Auge auf dem Gesuche einer Erzieherin haften blieb.

Sein Gesicht nahm plötzlich einen lebhafteren Ausdruck an; denn diese Aufforderung interessirte ihn, da sie von seiner Schwiegermutter ausging, die für seine Tochter Agathe eine Erzieherin suchte. Vor einigen Tagen hatte er diesen Gegenstand bei Tafel mit der Excellenz, wie die Frau Minister sich nennen ließ, besprochen, seitdem jedoch nicht wieder daran gedacht.

Stillen der Ansicht war, daß er eigentlich auch ein Recht habe, bei der Erziehung seiner Tochter ein Wort mitzureden. Daß die Erziehungsmethode der Excellenz nicht eine so unfehlbare und vorzügliche war, wie sie selbst stets sagte, hatte er an seiner Frau nur allzu oft wahrgenommen, die bei aller Herzensgüte doch einen schwer zu befiegenderen Eigensinn und die Gewohnheit gehabt, nie eine Sache in gerader Richtung zu verfolgen, sondern den Umweg der kleinen Intriquen zu wählen, ganz wie ihre Mutter, welche dies für eine angeborene staatsmännische Klugheit hielt.

Baron Linden liebte seine Kinder, sah sie gewöhnlich des Mittags und zuweilen auch des Abends, setzte Agathe dann regelmäßig auf sein Knie und fragte, ob sie auch artig sei. Damit war sein Erziehungswerk eigentlich beendet; denn um

die Fortschritte des siebenjährigen Roderich, der bei einem Candidaten der Theologie Privatunterricht genoß, bekümmerte er sich nicht.

Mit der Zeitung in der Hand, begab er sich in das Zimmer seiner Schwiegermutter, die an einem Tische saß, auf dem mehrere Briefe lagen. Die Excellenz war eine große, stattliche Dame, die unfröhlich einst sehr hübsch gewesen sein mußte. Es lag in ihren Zügen ein sehr entschiedener und bestimmter Ausdruck; die etwas gebogene Nase verrieth die Herrscherin. Ja, die Excellenz liebte zu herrschen; es war ihr dies durch die Schwäche ihres Gatten nicht allein zur Gewohnheit, sondern zum Bedürfnis geworden. Der Freiherr ließ ihr auch einen weiten Spielraum und sie war klug genug, sich nicht um seine persönlichen Gewohnheiten und Schwächen zu bekümmern.

„Nun, Mama, hat das Gesicht in der Zeitung bereits seine Früchte getragen?“ fragte der Freiherr in leichtem, heiterem Tone.

„Gewiß, Herr Sohn,“ versicherte die Excellenz mit ernstem Gesichte. „Es wäre auch schlimm, wenn die Stellung einer Erzieherin in dem Hause des Freiherrn von Linden-Dürren nicht zahlreiche Bewerberinnen fände. Die Zahl derjenigen, die bereits heute Morgen sich mir vorgestellt haben, können Sie aus diesen Empfehlungsbriefen und Zeugnissen ersehen.“

Sie nannte ihren Schwiegersohn stets „Herr Sohn“, und nur wenn sie ganz besonders erregt war oder mit ihm über irgend einen Gegenstand in Streit gerieth, sagte sie „lieber Herr Sohn“, was indessen aus ihrem Munde nicht einen zärtlichen, sondern einen entschiedenen bitteren Klang hatte.

Der Freiherr trat an den Tisch und ließ einen flüchtigen Blick über die Papiere hinschweifen.

„Es ist schade, daß den Empfehlungen nicht gleichzeitig die Photographien der Bewerberinnen beigelegt sind; man könnte vielleicht psychologische Studien daran machen,“ bemerkte er leichtsin. „Haben Sie bereits eine Wahl getroffen?“

„Nein, Herr Sohn,“ entgegnete die Excellenz, indem sie nicht ganz einverstanden mit den Worten des Freiherrn, die Mundwinkel ein wenig herabzog. „Da Sie sich nicht zu einer zweiten Heirath entschließen können, was ich aufrichtig bedauere, und mir die Erziehung Ihrer Kinder anvertraut haben, so halte ich es für meine Pflicht, nichts zu übereilen und sehr vorsichtig zu sein.“

Es war mit dem Bedauern der Excellenz eine eigenthümliche Sache; sie sprach dasselbe zwar bei jeder Gelegenheit aus, trotzdem wünschte sie nichts weniger als eine Wiederverheirathung des Freiherrn, weil sie sich gestehen mußte, daß sie dann in dem Hause nicht viel mehr werden zu sagen haben.

Der Freiherr hatte noch nicht ernstlich daran gedacht, denn die Freiheit behagte ihm ganz gut. „Ich weiß, daß Magathe und Roderich bei Ihnen in den besten Händen sind,“ bemerkte er artig, wobei die Excellenz dankend den Kopf leicht neigte. „Ich hoffe, daß Sie mit Roderich's Lehrer noch zufrieden sind.“

„Gewiß,“ versicherte die Dame. „Ich glaube, Sie können keinen besseren Lehrer als Zadebusch finden, und bewundere Ihren Scharfblick bei der Wahl desselben.“

Ueber das Gesicht des Freiherrn glitt ein Lächeln.

„Mein Scharfblick hat wenig dabei gethan,“ bemerkte er. „Ich habe ihm den Unterricht anvertraut, weil sein Vater, der schon bei meinem Vater Hausmeister war, mich darum ersuchte und Zadebusch ein sehr bescheidener und gewissenhafter junger Mann ist.“

„Ja, das ist er,“ bekräftigte die Excellenz. „Ich wünsche für Magathe eine ebenso glückliche Wahl treffen zu können.“

Der Diener trat ein und meldete eine junge Dame, indem er die Karte derselben übergab.

Ehe die Excellenz antwortete, richtete sie einen fragenden Blick auf ihren Schwiegersohn.

„Ich will der Musterung einmal beiwohnen,“ bemerkte der Freiherr lächelnd, ließ sich am Fenster in einem Fauteuil nieder, nahm die Zeitung und schien in derselben zu lesen, während sein scharfes Auge darüber hinweg zur Thür blickte. „Lassen Sie die Bewerberin eintreten,“ befahl die Excellenz dem Diener kurz, denn es war ihr nicht angenehm, daß der Freiherr zugegen geblieben war.

Gleich darauf trat schüchtern die junge Dame, die sich auf der Karte als Erzieherin angemeldet, ein. Sie mochte einige zwanzig Jahre zählen und war von mittelgroßer, zierlicher Gestalt, mit auffallend kleinen Händen und Füßen. Es lag in ihren Formen etwas Unmuthiges, was kaum durch die ein wenig schiefe Haltung der einen Schulter und durch das keineswegs hübsche Gesicht beeinträchtigt wurde. Nur ihre großen, braunen Augen waren wirklich hübsch. Ihr Name war Magda Braun.

„Wollen Sie nicht näher treten?“ sprach die Excellenz.

Magda schlug die Augen langsam auf, ließ sie wie zufällig durch das Zimmer und über den Freiherrn hingleiten und trat dann näher.

„Haben Sie bereits eine ähnliche Stellung bekleidet?“ fragte die Excellenz.

„Ja,“ erwiderte Magda leise und überreichte ihre Zeugnisse. Sie war nach denselben einige Jahre Erzieherin in dem Hause eines Predigers gewesen, der sowohl ihren Fähigkeiten wie ihrem Charakter das glänzendste Lob ertheilte und namentlich ihren stillen, demüthigen, bescheidenen und aufopfernden Sinn und „die gläubige Einsicht ihres Herzens“ rühmte. „Sie ist unserm Hause eine werthe Freundin geworden, die dasselbe nur äußerer Verhältnisse wegen verläßt,“ hatte der Prediger hinzugefügt.

Nachdem die Excellenz sich durch das Zeugniß informiert hatte, ließ sie den Blick einige Secunden lang auf dem jungen Mädchen ruhen. Die außerordentlich einfache und demüthige Erscheinung, selbst das unschöne Gesicht gefielen ihr, denn sie liebte keine hübschen Erzieherinnen.

„Das Zeugniß lautet sehr günstig,“ bemerkte sie.

Ueber Magda's Gesicht flog eine leichte Röthe.

„Der wohlwollende Herr Pastor hat vielleicht etwas zu viel gesagt,“ entgegnete sie bescheiden.

„Leben Ihre Eltern noch?“ fragte die Excellenz, die aus diesen Worten ein günstiges Vorurtheil faßte.

„Nein, sie sind beide todt,“ lautete die Antwort.

„Was war Ihr Vater?“

„Prediger.“

„Ihre Stellung in diesem Hause würde eine sehr leichte und angenehme sein,“ fuhr die Excellenz fort. „Sie würden nur meine sechsjährige Enkelin und in einigen Fächern auch meinen um ein Jahr älteren Enkel zu unterrichten und selbstverständlich in der freien Zeit zu überwachen haben.“

„Ich würde Alles, was in meinen Kräften steht, thun, um Ihre volle Zufriedenheit zu erlangen,“ versicherte Magda.

„Die Erziehung der beiden Kinder werde ich selbstverständlich stets überwachen, denn zur Erziehung gehören gereifere Erfahrungen,“ sprach die frühere Frau Minister. „Wann würden Sie in die Stellung eintreten können?“

„Sobald Excellenz es wünschen; ich bin frei.“

„Nun, lassen Sie mir Ihre Zeugnisse hier; heute Nachmittag sollen Sie meinen Bescheid haben. Wenn meine Wahl auf Sie fallen sollte, so werden Sie hoffentlich nie vergessen, daß dies unter der erheblichen Zahl der Bewerberinnen eine große Bevorzugung ist. Noch eine Frage: sind Sie verlobt?“

Magda erröthete wieder und schlug die Augen nieder.

„Nein,“ gab sie leise zur Antwort.

„Ich frage deshalb, weil Sie ein solches Verhältniß entschieden zu sehr abziehen würde und ich volle Hingabe für die von Ihnen zu übernehmende Pflicht verlange,“ fügte die Excellenz hinzu und machte gleichzeitig eine entlassende Handbewegung.

Magda verbeugte sich schweigend und verließ das Zimmer. Der Freiherr sprang auf und legte die Zeitung zur Seite; er hatte sich über die gestrenge Prüfung seiner Schwiegermutter köstlich amüßert. Die Excellenz blickte ihn fragend an.

„Wie gefällt Ihnen das junge Mädchen, Herr Sohn?“ fragte sie.

„Wenn sie nicht eine hohe Schulter hätte, etwas hübscher wäre und bessere Toilette machte, ganz gut,“ erwiderte der Freiherr lachend. „Man sieht ihr allzu sehr die Einfachheit des Pfarrhauses an, und ehe sie dies Ihnen gestanden, wußte ich bereits, daß sie elternlos sei und daß ihr Vater Prediger gewesen. Ich bin fest überzeugt, daß sie sich ihr kleines schwarzes Jacket aus dem hinterlassenen Sonntagsgroße ihres Vaters hat machen lassen!“

„Und wäre das ein Unrecht?“ erwiderte die Excellenz ernst.

„Gewiß nicht; ich glaube sogar, daß sie trotz des kleinen Jacketts ein sehr gutes Herz besitzen kann!“

„Ich bin überzeugt, daß sie es hat,“ fuhr die Dame, die Worte absichtlich halb überhörend, fort. „Ihre Einfachheit hat mir vor Allem gefallen, denn ich liebe es nicht, daß Erzieherinnen in ihrer Toilette mit den Damen des Hauses wetteifern; es ist sehr gut, wenn sie sich ihrer abhängigen Stellung stets bewußt sind und dies auch durch einfache und bescheidene Kleidung zeigen. Ihr Gesicht finde ich angenehm, weil darin Demuth liegt, und eine hohe Schulter habe ich nicht wahrgenommen. Sollte sie dieselbe wirklich haben, lieber Herr Sohn, so verdient sie deshalb wol keinen Spott.“

„Ich spote nicht darüber, sondern wollte nur die Thatsache constatiren,“ bemerkte Leo noch immer in heiterer Stimmung. „Mein persönliches Interesse an der Erzieherin kann allerdings nur ein geringes sein, immerhin ist es angenehm, sich von hübschen Erscheinungen umgeben zu sehen; aus diesem Grunde hätte ich Zadebusch den Unterricht Roderich's beinahe nicht anvertraut.“

„Ich habe noch nichts Unangenehmes an seiner Erscheinung wahrgenommen,“ bemerkte die Excellenz.

„Haha! Er ist das Urbild eines Candidaten, steif und langweilig!“ fuhr der Freiherr lachend fort. „Er ist ein guter Mensch; so oft ich ihn indessen sehe, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß er aus Holz geschnitten sei. Er ist für einen Mann auch allzu artig und demüthig, denn wenn ich ihn zumuthete, Roderich die Kleider zu reinigen, so würde er sich auch dieser Arbeit unterziehen.“

„Lieber Herr Sohn, ich glaube, einen Mann, der sich Ihrem Willen zu widersetzen wagte, würden Sie noch weniger in Ihrem Hause dulden,“ warf Frau von Warberg ein.

„Gewiß nicht, allein trotzdem würde ich vor einem solchen mehr Respect empfinden. Doch ich will dem guten Zadebusch nicht zu nahe treten, da er für Roderich ein vortrefflicher Lehrer ist und der Knabe ihn gern hat. Werden Sie sich für die Erzieherin entscheiden?“

„Ich weiß es noch nicht, da ich erst noch einmal gewissenhaft prüfen will,“ gab die Excellenz zur Antwort.

Der Freiherr verließ seine Schwiegermama mit artigem Gruß.

Die Excellenz war bereits fest entschlossen, da Magda Braun auf ihren Schwiegersohn keinen günstigen Eindruck gemacht hatte, ihr die Stellung zu geben. Sie konnte hoffen, daß Magda in allen Fällen auf ihrer Seite stehen werde, und sie brauchte Creaturen, welche sich mit unbedingtem Gehorsam ihrer Herrschaft fügten. Diese Unterwürfigkeit hatte sie auch so sehr für den Candidaten eingenommen.

Flüchtig schrieb sie einige Worte und sandte diese an Magda. Ein genugsames Lächeln glitt über ihr Gesicht, denn sie glaubte ihrem Schwiegersohn gegenüber sehr diplomatisch gehandelt zu haben, während der Freiherr, der eben einen Spazierritt machte, kaum noch an diese Angelegenheit und die Erzieherin mit der hohen Schulter dachte.

2.

Schon am folgenden Morgen trat Magda ihre neue Stellung an. Sie befand sich noch nicht eine Stunde in dem Hause des Freiherrn, als sie bereits in alle Verhältnisse und Geheimnisse desselben eingeweiht war. Lisette, die Kammerjungfer der Excellenz, ein übrigens hübsches Mädchen, welches ausgezeichnet zu kokettiren verstand, hatte sie von Allem in Kenntniß gesetzt.

Sie erfuhr, daß der Freiherr ein leicht erregbarer und leidenschaftlicher Charakter sei, der sich sicherlich längst wieder verheiratet haben würde, wenn seine Schwiegermutter dies nicht stets hintertrieben hätte. Die Excellenz erschien nach der Schilderung ihrer Kammerjungfer nicht im besten Lichte; sie war darnach eine sehr böse, herrschsüchtige Frau, welche das ganze Haus regierte und sich einbilde, noch hübsch zu sein; ihr mußte sich Jeder fügen und wer dies nicht that, wurde bald wieder entfernt.

Der Hauslehrer Gotthold Zadebusch war nach Lisette's Schilderung ein ganz guter Mensch, aber so thöricht schüchtern, daß er jedesmal die Augen niederzuschlug, wenn er ihr begegnete.

Magda hatte sich durch die Schilderung der Kammerjungfer nicht verstimmen lassen, denn sie war durchaus nicht so zaghaft, wie sie erschien. Sie wußte sich in die Verhältnisse und das Leben zu fügen; ihr Blick war ein sehr scharfer, und ohne daß sie zu beobachten schien, bildete sie sich doch sehr schnell ein richtiges Urtheil.

Es lag in ihrem Charakter etwas Zähes und Ausdauerndes; sie verstand zu berechnen und den Blick unausgesetzt auf das Ziel zu richten, welches sie sich einmal gesteckt hatte. Eine meisterhafte Selbstbeherrschung kam ihr dabei zu statten.

Die Excellenz ließ Magda durch Christoph zu sich bitten, um ihr noch einmal die zu übernehmenden Pflichten einzuschärfen und ihr die Kinder vorzustellen.

Magda kniete neben der kleinen Magathe, die sich ängstlich abwandte, nieder, legte die Hand um den zarten Nacken des hübschen Kindes und versuchte das kleine Herz durch Freundlichkeit zu gewinnen.

Der Blick der Frau Minister ruhte beobachtend auf ihr. Magda schien mit dem Kinde wieder Kind zu werden.

„Die Kinder sind gut,“ sprach sie; „mit einzelnen kleinen Schwächen werden Sie Nachsicht haben, denn man muß auch der Kindheit gerecht werden. Sollte eine Bestrafung je nöthig sein, so bitte ich, es mir zu sagen, damit ich den Fall untersuche und die Strafe selbst ertheile.“

„Ich hoffe, dieser Fall wird nicht eintreten,“ entgegnete Magda, indem sie sich fortwährend mit dem Kinde beschäftigte. „Ich liebe die Kinder so sehr, daß ich mich ganz in ihre jugendliche Anschauung verlesen kann.“

„Auf der anderen Seite wünsche ich auch nicht, daß die Kinder verwöhnt werden,“ fuhr die Excellenz fort. „Die Lebensstellung, zu der sie schon durch ihre Geburt berufen sind, verlangt, daß sie früh lernen, ihren Willen und ihre Wünsche zu beherrschen und die Rücksichten, die sie ihrem bevorzugten Stande schuldig sind, nie zu vergessen. Ich werde Ihnen in dieser Beziehung später die nöthigen Vorschriften geben und sagen, in welcher Weise ich den Unterricht der Kinder eingetheilt wünsche. Roderich hat täglich mehrere Stunden bei seinem Lehrer. Wollen Sie jetzt mit den Kindern im Garten spazieren gehen, damit dieselben sich erst an Sie gewöhnen. Magathe, zeige dem Fräulein Magda den Weg in den Garten.“

Sie neigte den Kopf ein wenig zum Zeichen der Entlassung und, beide Kinder an die Hand nehmend, begab sich Magda in den großen und sorgfältig gepflegten Garten, der unmittelbar an das Haus stieß.

Sowol der Reichtum des Hauses wie der schöne, mit den seltensten Blumen geschmückte Garten machten auf sie einen um so größeren Eindruck, weil ihr Blick bisher nicht über den beschränkten Kreis eines Pfarrhauses hinausgekommen war. Allein, ohne Geschwister und Gespielinnen aufgewachsen, von ihren Eltern verwöhnt, war sie ein sehr eigenartiges Kind gewesen, dessen lebhaftes Phantasie ihm eine Welt für sich geschaffen hatte. Diese Welt war mit der Pracht ausgestattet, wie sie ihr jetzt in dem Hause des Freiherrn entgegentrat. Unwillkürlich wurde sie an die Träume ihrer Kindheit erinnert. Freilich war die Beziehung, in der sie zu diesem Phantasiegebilde gestanden, eine ganz andere gewesen; als Herrin hatte sie darin gestanden, als die Gebieterin, und jetzt befand sie sich in einem abhängigen Verhältnisse.

Unwillkürlich tauchte der Jugendraum wieder in ihr auf; sie richtete den Kopf empor, ihr Herz schlug schneller. Im nächsten Augenblicke zwang sie dasselbe, wieder ruhig und langsam zu pulsiren, denn sie mußte sich den Verhältnissen fügen. Der Kopf hatte längst über das früher so leicht aufwallende Herz den Sieg gewonnen.

Zuerst lehrte sie der Spiegel, daß sie von ihrer äußeren Erscheinung die Erfüllung ihres glücklichen Traumes nicht erwarten dürfe. Es hatte sie einen schweren Kampf gekostet, zu dieser Einsicht zu gelangen, dann aber hatte ihr scharfer, berechnender Verstand nach anderen Mitteln gesucht, um das Ersehnte zu erreichen.

Gewaltig riß sie sich von diesem Gedanken los, denn es mußte ihre erste Aufgabe sein, die Herzen der beiden Kinder zu gewinnen, um sich durch deren Anhänglichkeit eine feste Stellung in dem Hause zu sichern.

Bei einer Biegung des Weges erblickte sie in geringer Entfernung den Freiherrn; die Kinder eilten ihrem Vater entgegen. Sie blieb stehen und bemerkte, daß der Freiherr nach ihr hinblickte; aber er beachtete sie nicht weiter, und als er gleich darauf in einen nahen Nebenweg einbog, grüßte er nicht einmal, obgleich sie kaum zehn Schritte weit von ihm entfernt war. Der Freiherr trug einen leichten Sommerrod und seine hohe Gestalt erschien dadurch noch schlanker. Ihre Augen folgten ihm; die Kammerjungfer hatte ihr zwar von seinem Stolze erzählt, dennoch konnte sie erwarten, daß er sie grüßen würde.

Die Kinder plauderten von ihrem Papa; sie hörte die Worte nicht. In ihr stieg die Frage auf: würde er dich auch dann nicht gegrüßt haben, wenn du schon wärst?

Der Freiherr war in der That unangenehm berührt, als er sie erblickte, denn er hatte keine Ahnung davon, daß seine Schwiegermutter das Mädchen dennoch gewählt und Magda Braun bereits im Hause war. Hätte seine Schwiegermutter nicht wenigstens ihn fragen können, zumal da er sich über das Aeußere der Aspirantin durchaus nicht lobend ausgesprochen. Er überwand diesen kleinen Aerger schnell und beschloß, sich an der Excellenz dadurch zu rächen, daß er ihre Wahl mit Gleichgültigkeit aufnehme, denn sie selbst legte Allem, was sie that, die größte Wichtigkeit bei.

Als er am Mittag in das Eßzimmer trat und nur die Excellenz anwesend fand, fragte er nach den Kindern.

„Ich habe die Anordnung getroffen, daß sie mit ihrer Erzieherin auf deren Zimmer essen,“ lautete die Antwort. „Darf ich hoffen, Herr Sohn, daß Sie damit einverstanden sind? Ich glaube, es würde Ihnen nicht angenehm sein, eine Untergebene bei Tische zu sehen.“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Leo lächelnd. „Haben die Kinder denn schon eine Erzieherin?“

Die Excellenz richtete den Blick erstaunt auf ihren Schwiegersohn, denn sie hatte zufällig gesehen, daß ihm Magda im Garten begegnet war und er sie nicht gegrüßt hatte.

„Gewiß,“ versetzte sie.

„Nun, auf welche der Bewerberinnen ist Ihre Wahl gefallen?“ fragte der Freiherr.

„Auf dieselbe, deren Aeußeres Ihnen freilich nicht gefiel; ich habe mich indessen durch die Fähigkeiten und die Vorzüge

von des Mädchens Charakters bestimmen lassen. Die Wahl scheint Ihnen nicht angenehm zu sein."

"Weshalb nicht? Ich lege wirklich nicht solchen Werth auf die Wahl einer Erzieherin."

"Bedenken Sie, daß ihr die Erziehung Ihrer Kinder anvertraut ist, Herr Sohn," bemerkte die Excellenz vorwurfsvoll. "Ganz recht, wenn dieselbe indessen den an sie gestellten Anforderungen nicht entspricht, so kann sie ja leicht durch eine andere ersetzt werden," entgegnete der Freiherr. "An Erzieherinnen ist kein Mangel."

"Ein Wechsel wird nicht nöthig sein; ich bin sehr mit Magda zufrieden," versicherte die Excellenz.

"Nach den wenigen Stunden schon?" warf der Freiherr ein.

Die Frau von Warberg schwieg. Sie fühlte, daß die Worte unüberlegt waren und gerade ihrem Schwiegerjohnne gegenüber gab sie sich ungern eine Blöße. Sie befahl dem Diener, die Speisen aufzutragen und, sichtbar verstimmt, setzte sie sich an den Tisch.

Der Freiherr war um so heiterer und plauderte mit der größten Unbefangenheit; es gewährte ihm eine heimliche Genugthuung, daß die Excellenz ihn zweimal mit den Worten: "lieber Herr Sohn" unterbrach, denn daraus errieth er am deutlichsten, daß er seine Absicht nicht verfehlt hatte.

Magda schien sich ungemein schnell in die Verhältnisse des Hauses einzuleben; die Kinder hatte sie für sich gewonnen, sie hingen mit großer Liebe an ihr, und der Excellenz gegenüber war sie stets die Demüthige und Ergebene, welche den Stolz und die oft launischen Härten der Dame mit stiller Duldbung ertrug. Die Frau Minister ärgerte sich darüber, daß der Freiherr Magda's mit keinem Worte erwähnte und selbst auf Magathens Plaudern nicht einging, wenn das Kind von seiner Erzieherin erzählte; sie erblickte darin eine Geringschätzung ihrer Wahl, und wenn sie Magda auch bei jeder Gelegenheit fühlen ließ, daß sie eine Untergebene sei, so war sie doch fest entschlossen, sie, schon ihrem Schwiegerjohnne zum Troste, in der Stellung zu halten.

An Magda's Fähigkeiten fand selbst ihr so strenges, kritisches Urtheil nichts anzusetzen, um so häufiger glaubte sie in ihrem Benehmen Verträge gegen die Sitten und Formen der feineren Gesellschaft zu bemerken.

"Es ist schlimm, daß Sie sich von den Anschauungen, die Sie in den beschränkten Verhältnissen des väterlichen Hauses und Ihrer späteren Stellung gewonnen haben, nicht lösen können, doch wünsche ich nicht, die Kinder dadurch beeinflusst zu sehen, wie mir dies schon manchmal so scheinen wollte," sprach sie mit scharfer und kalter Stimme. "Wir sind bei den Kindern mehrfach entschieden bürgerliche Ansichten aufgefallen, die ich nothwendig Ihrem Einflusse zuschreiben muß. Mit Ihren Kenntnissen bin ich im Ganzen zufrieden, kann aber keinen großen Werth darauf legen, da sich ein Jeder solche aneignen kann, und für Sie sind sie ja auch nur das Handwerkzeug bei Ihrem Beruf."

Magda preßte die Lippen aufeinander; nichts an ihr verrieth, wie sehr sie sich durch die Worte gekränkt fühlte, und doch stürmte es in ihrem Innern gewaltig. Die Kenntnisse und Bildung, die sie sich erworben hatte, waren in den Augen der hochmüthigen Frau nicht mehr als ein Handwerkzeug; der Athem stockte in ihrer Brust — sie bezwang sich.

Nur ganz schüchtern warf sie ein, daß eine solche Beeinflussung der ihr anvertrauten Kinder nicht in ihrer Absicht gelegen habe.

"Ich muß dennoch eine solche annehmen," fuhr die Excellenz mit strengem, unwilligem Tone fort, da der Widerspruch eines Untergebenen für sie etwas Unerhörtes war. "Sie haben den Kindern gestern von den ersten Menschen erzählt, dabei bemerkt, daß dieselben einander gleich gewesen seien und, wie es scheint, ganz besonders hervorgehoben, daß es damals noch keinen Adel gegeben habe. Die Kinder richteten deshalb eine Frage an mich. Mir ist dies sehr aufgefallen. Wenn auch in den historischen Ueberlieferungen dieser Unterschied nicht besonders hervorgehoben ist, so liegt er doch ganz entschieden in der Natur selbst begründet, denn der wahre Adel wird angeboren."

Magda schwieg.

"Ich bitte um Ihre Antwort," sprach die Excellenz mit halb geringschätzender und halb befehlender Stimme.

Es zitterte in Magda, auch in ihr lebte ein selbständiger, hochmüthiger Geist, der unter den Menschen keinen Unterschied der Natur anerkannte.

"Es würde für Sie sehr gut sein, wenn Sie sich den Candidaten Zadebusch zum Vorbilde nehmen wollten," fuhr die Excellenz fort. "Er macht Roderich bei jeder Gelegenheit auf das ihm durch seine Geburt verliehene Vorrecht aufmerksam; er betrachtet sich selbst nur als ein Werkzeug, das dazu dient, den Knaben heranzubilden. Ich schätze diese richtige Selbstkenntniß und christliche Demuth an ihm und glaube, es würde Ihnen sehr nützlich sein, wenn Sie sich den Spaziergängen, die er täglich mit Roderich im Garten unternimmt, zuweilen anschließen; jedenfalls würden Ihre Anschauungen dadurch reifer und geläuteter werden."

Da die Excellenz sich abwandte, verließ Magda das Zimmer. Erst als sie die Thür hinter sich geschlossen, athmete sie tief auf, um der bedrängten Brust Luft zu schaffen, doch nahm sie sich vor, unter allen Umständen mit Geduld zu ertragen, was ihr durch die hochmüthige Frau auferlegt sein würde.

Sie war also ein niedrig stehendes Wesen in den Augen der Excellenz; diese hatte ihr den Umgang mit dem Candidaten Zadebusch empfohlen und doch konnte sie nicht ohne Widerwillen an diesen "demüthigen Ergebenen" denken.

Gothold Zadebusch war ein guter, rechtschaffener Charakter, der durch einen eisernen Fleiß sich emporgearbeitet, allein seine Anschauungen reichten nicht über den beschränkten Kreis des Hausmeisters hinaus. Eine große, hagere Gestalt, besaß er dieselbe Steifheit und Ecktigkeit in seinem Wesen wie sein Vater, der sich wenigstens ein gewisses hausmeisterliches Wir zu geben wußte. In Gotthold's bartlosom Gesicht, in seinen groben Zügen prägte sich nicht die geringste Leidenschaft aus, sein Blut schien immer nach den strengsten Regeln zu fließen. Der Freiherr, die Excellenz, sowie das ganze freiherrliche Haus waren für ihn der Substanz des menschlich Höchsten. Er wiedererte der Freiherr seinen Gruß kaum, so fand er dies natürlich, denn er war ja nur der Sohn eines Hausmeisters und der Gedanke, daß er nur durch den Zufall des Geschickes

auf eine andere Stufe gestellt sei, hatte sich nie in seiner Brust geregt; er würde davor erschrocken sein.

Gegen Magda benahm Zadebusch sich stets artig. Er betrachtete sie als eine Berufsgenossin, obwohl er sich es nicht verhehlte, daß er eine der ihrigen vollständig entgegengesetzte Natur sei. Sein ganzes Streben, das Ziel seiner Wünsche war eine bescheidene Pfarrstelle; auf eine gute zu hoffen, besaß er nicht einmal den Muth, und in ihrer Brust wogten Leidenschaften.

Magda lächelte spöttisch bei dem Gedanken, daß sie sich Zadebusch zum Vorbilde nehmen solle. Wieder stiegen die Erinnerungen an ihren Jugendtraum in ihr auf; sollte derselbe nicht mehr gewesen sein, als das thörichte Gebilde kindlicher Phantasie?

(Fortsetzung folgt.)

Der Linderhof.

Ein Juwel in den bairischen Alpen.

Ein eigener Zauber weht durch ehrwürdige, von der Zeit fast unberührte, uralte Burgen und Bergschlöffer. Durch ihre hohen Hallen schreitet die Sage und belebt Erker und Thürme, weite Säle und lange Corridore, haucht den erblickenden Bildern eines lange begabenen Geschlechtes leuchtendfarbigen Lebensglanz über das fahle Antlitz, schmückt mit neuem Purpur des Hermelinmantels malerische Falten und läßt den Diamantreiß im gepuderten Haar der gemalten Edelfrauen blitzen. Wenn ein Fuß durch diese Räume eilt, so ist kein Tritt leise, als fürchte er das Echo zu wecken; wenn Besucher vor den mannigfachen Merkwürdigkeiten stehen, so ist ihre Stimme gedämpft; wie eine Scheu vor dem Nichtanwesenden liegt es über allem Leben.

Und wieder ist's ein eigener Zauber, der goldig um ein selbstgeschaffenes neues Schloß schwebt mit frischer, erquickender Luft und hellem Licht. Da ist keine Spur von dem Modergeruch der Vergangenheit, da ist jeder Schritt begleitet von dem frohen Empfinden des Geleiteten, da ist jedes Bild, jedes Möbel selbstgewählt, ein Stück von dem Geschmack oder der Laune des Besitzers.

So steht in der Reihe der alten Königschlösser des Wittelsbacher Hauses und sogar unter neueren nicht minder großartigen fürstlichen Bauten der Linderhof, das neueste Königshaus, wie ein reizendes Idyll neben großartigen Epen und heldischen Balladen. Im Linderhof ist Alles neu, sogar der See, die hochstämmigen Bäume, mannigfache Anhöhen und Tuffsteingrotten, und die uralte Linde, die dem einstigen kleinen Jagdhaus des Königs Max und dem grünen Fleck Erde den Namen gegeben, schaut verwundert in all' die Pracht und das bunte Gewühl der Arbeiter. Da ist der zähe, arbeitstüchtige Italiener; gewöhnt an brennende Sonnenglut, schafft er tagüber unermüdet. Einige Hände Maismehl wirft er des Mittags in das siedende Wasser, in fünf Minuten ist seine targe Mahlzeit, die Polenta, fertig. Abends hocken die braunen Gesellen beim Mora-Spiel mit leidenschaftlichen Gebarden und unglaublicher Fingergewandtheit. Einzelne sitzen allein unter den riesigen Föhren und träumen oder singen halb wilde, halb schwermüthige Weisen.

Tiroler, Baiern aus dem Hochland jodeln Alpenlieder, trinken Bier und spielen die Zither. Und die Schneekronen der Berge glühen im Abendroth wie angestrahlt von einem mächtigen Feuerbrand im Westen.

Der Linderhof ist ein Juwel, eingefaßt von den Wundern der Alpenwelt. Das Schloß, im Geschmack von Versailles erbaut, ist nicht groß, doch mit einer grenzenlosen Pracht ausgeführt. Ungewöhnlich hohe Fenster, umantelt von einer Fülle des köstlichsten Stuckwerkes in wohlthuender hellgrauer Farbe; Reden- gestalten dienen als Karyatiden; die Balkone von zierlichen Eisenstäben sind reich vergoldet, und in schönen Verschlingungen blüht allenthalben das Doppel-L mit der Königskrone; eine Menge von Statuen treten aus den tiefen Mauernischen blendend hervor. Der Linderhof in seinem Bau, in seiner Lage ist wunderbar schön wie ein Traum. Die ausschweifendste Phantasie kann sich nichts Lieblicheres und doch Fürstlich-Prunkvolleres denken.

Ich sah den alten Linderhof, den der König Max, der vortreffliche Genszäger, oft bewohnte, und von da aus mit dem Stutzen in seine Berge wanderte. Es war ein kleines hölzernes, braunes Häuschen und Wiesenrund breitete sich in sanften Böschungen um dasselbe aus. Hochragend sehen der Sonnenberg, der Scheinberg, die hohe Klammspitz hinein in das Thal. — Das kleine Häuschen ist hinaufgewandert, als hätten es Madin's Geister über Nacht unverändert auf die Anhöhe getragen. Des Königs Pietät wollte es erhalten wissen. Nun steht es über dem Zaubergarten, wo Ephen und wilder Wein sich um weite Laubgänge üppig ranken, wo des vierzehnten Ludwig Kolossalbüste prangt und weiße Steinleiber in großer Anzahl hervorleuchten. — Im Winter sah man eine wandernde Allee. Es sind Eichen, Buchen, Ahorn und Lindenbäume, die im Schlaf mit den Wurzeln ausgehoben hierher auf großen Wagen geschafft wurden. Froh erstaunt sind sie erwacht und grünen im saftigsten Laubschmuck, sehen alle die Statuen, die Wasserstrahlen aus goldenen Gestalten emporsteigend, die farbigen, duftigen Beete, von denen sie in ihrer Waldesamkeit nichts ahnten.

Majoliken, wie sie die Wiener Ausstellung nicht in solcher Größe und ausgeführter Schönheit brachte, stehen auf rothen Marmorfüßen; die bairischen Löwen in Bronze halten Wache an der breiten Treppe, die zur Fontaine führt. — Der Zutritt zum Schloß ist Jedermann verboten, dem des Königs Erlaubniß nicht die Pforten öffnet. Es ist ein verschwenderischer Luxus in Gold, Porzellan, Seide und Gobelins in den Zimmern, ein Osen von Onyx, Tische mit Majolikaplaten, für deren Werth sich ein Privatmann ein ganzes Schloß bauen könnte. Auch das berühmte "Fischen deck dich" ist im Souverain und wartet des Befehles, um geräuschlos nach Oben zu steigen. Das Bad mit seinen Marmorfliesen, den strahlenden Deckengemälden, dem gedämpften Purpurlicht spottet jeder Beschreibung.

Hoch über dem Rauschen der Brunnen, deren blizende Säulen drunten emporschäumen, steht einsam nahe am Waldsaum der orientalische Kiosk, das Wunder der Pariser Weltausstellung. Wie seltsam hebt sich die goldglänzende Kuppel vom tiefen Föhrengrün ab, wie phantastisch schaut der ganze

Bau des Morgenlandes in die frischen Wiesenflächen hinunter. Dieser Kiosk, der nahezu an hunderttausend Gulden kostet, kann mit seiner goldflimmernden Pracht vom Wandel menschlicher Geschichte erzählen. Tausende staunten ihn in Paris an, ein viel genannter Mann versehte das Kunstwerk vom Nilstrom in den Park eines seiner böhmischen Güter: Dr. Stroussberg. Aus dem Nachlaß des einstigen Eisenbahnkönigs kaufte es der König von Baiern.

Märchenhaft schön ist der Kiosk, das Innere blizend von Gold, Silber und herrlichem Farbenschmelz. Die Möbel sind nur mit jenen in der modernen Alhambra, der "Wilhelma" bei Stuttgart zu vergleichen. Und doch blendet dieser fabelhafte Prunk das Auge nicht, denn das Licht strömt gedämpft durch die bunten Glasfenster in den schönen Raum und bricht sich wieder in den außerordentlich kunstvoll geschliffenen Prismen des goldenen Lüstre, der vom Plafond herabschwebt.

Rings um dies Paradies ist ein achtzehn Fuß hoher Zaun, der jetzt durch eine Mauer ersetzt wird. Es ist bekannt, daß König Ludwig die Einsamkeit der Berge liebt und sich mit Vorliebe aus der finsternen Münchener Burg zurückzieht in frische Alpenluft. Er hat sich im Linderhof einen Platz geschaffen, der alle Vorzüge in sich vereinigt, der fernab liegt von der breiten, ausgetretenen Meerstraße der Touristen. Kein Troß bunter Cavaliere begleitet den Monarchen in diese Sommerfrische, wo er keine neue, vielangestaunte, wol aber eine vielgeliebte Erscheinung ist.

Soll ich Dir noch ein Winterbild zeigen? Die Berge stehen dichtgereiht, schneeweisse Schleier um Haupt und Schultern. Tiefes Schweigen ringsum, die Erdseele dichtet und träumt, eingehüllt in die Winterdecke. Ein sternvoller Himmel blizt in lajunem Blau; wie ein goldenes Horn, scharfbegrenzt, steht der Mond über der Alpenwelt. Schneekristalle hängen am Waldgezweig, ein funkelnd Flitren und Flimmern zittert durch die Luft. Der Silberstrahl der Fontaine stürzt nicht mehr in zerstäubendem Schaum über den Goldbleib dort ins Bassin, doch ein stutender Lichtglanz schwimmt zu den Fenstern hinaus und legt den Eisblumen und dem Schneefleß glitzernden Farbenglanz an. Fünfhundert Kerzen erleuchten die Räume des Linderhofes zur Nacht. Im Prachtvollsten ist der Lüstre von makellosem Eisenbeine im Spiegelsaale, dessen Wände vertausendfach all den Schein zurückgeben. Die hohe Gestalt des Fürsten schreitet durch die von rothen Marmorsäulen getragene Halle und gleitet hinaus in dem goldenen Schlitten in die Mondnacht. Dieser Schlitten ist ein Meisterwerk moderner Bildhauerkunst. Eine Nereide trägt ihn auf dem funkelnden Rücken, Tritonen springen zur Seite daher, in Muschelhörner stoßend, eine Schaar von Amoretten fliegt voran und bietet dem Herrscher die Embleme der Macht, das Schwert, den Reichsapfel, das Scepter, windet Blumenkränze, und hoch droben schwebt die Krone.

Schon wie ein Märchen fliegt der fantastische Zug durchs Thal dahin, die Lakaien mit Perücke und Pops, im Federhut, blauen Sammetwamms, weißen Pantalons à la Louis XIV. Erst um vier Uhr erlischt der Kerzenschimmer im Schlosse.

Georg von Dyherrn.

Eine heitere Gesellschaft.

(Siehe die Illustration.)



Fröhlicher Sinn verleiht den Wein und würzet die Speisen; Selbst am kindischen Spiel entzündet die lachende Lust sich. Seht mir die Kämpen nur an, die beiden, wie auf dem Tische Aug' in Auge sie schau'n, Begierig des grimmi-gen Zweikampfs, Hier der Holzpapagei und da die freche Papierkräh', Welche, die Beine gespreizt, den Schnabel spit in die Luft redt. Hellauf jauchzt das zappelnde Kind, und es lachen die Frauen, Und ich lache wie sie: nich dünkt, ich höre im Geiste Eben die beiden sich schmähen, homerischen Helben ver-gleichbar. „Grüner Schurke, aus Holze geschnitz't" — so krächzt die Papierkräh', — „Das wurmfährig und morsch vom schlechtesten Baume gehakt war, „Welcher Gott, der liebes Dir sinnt, hat ganz Dich verblendet, „Daß Du im Kampf mit mir erstrebst das jähe Ver-berben? „Wahrlich, nicht beschützt Dich jetzt die gepinselte Rüstung, „Sondern ich haße Dich rings, bis daß Du kläglich dahin sinkst. „Unbestattet vermorscht Dein Leib im Kehricht der Straße."

Jornig kreischt der Holzpapagei die geflügelten Worte: „Ja, Du schwächlicher Wicht, wol ziemt Dir giftige Schmähung, „Denn Du mangelst die Kraft, da stellt sich das prahlende Wort ein. „Nimm Dich in Acht, daß ich Dir nicht, die Glieder zerreißen, „Hier und dort sie zerstreue, ein Spiel den Aeoluskindern; „Denn mir wohnt in den Gliedern die Kraft des umblätterten Vaters, „Welcher im Walde getrozt den baumausreißenden Stürmen. „Ehle Abkunft rühm' ich. Was Dich betrifft, nun, so weiß ich: „Daß Deine Mutter ein schmutziger Wisch und Dein Vater ein Lump war!" Victor Blüthgen.

Gefühlvoll!

Arthur Eichberg, ein Amerikaner, und Franz Wallhoven, welche einst in Göttingen in derselben Klasse geseßen und sich dann viele Jahre nicht gesehen haben, treffen sich auf dem Boulevard des Italiens und freuen sich des unverhofften Wiedersehens recht herzlich.

"Du hast Dich kaum verändert, Arthur, hast noch immer Deine ehrlichen, blauen Augen, die wir 'Bergißmeinnicht' nannten." "Was ich für die größte Schmach hielt," erwiederte Eichberg lachend. "Wie geht es Dir? Was bringt Dich nach Paris?"

„Es geht mir ganz gut, denke ich. Das Bedürfnis nach Bewegung führte mich hierher, vielleicht auch das Verlangen nach Abwechslung, nach neuen Gesichtern —“

„Und neuen Moden.“ fiel der Freund ein.

„Nach neuen Moden? Wie kommst Du, gerade Du darauf? Du pflegtest Dich auf der Schule nicht viel um Deinen Anzug zu kümmern und wußtest wol kaum, was ein Modenjournal ist.“

„Ich würde es vielleicht noch heute nicht wissen, hätte ich keine Frau, die —“

„Frau? Du verheirathet? Gratulire von Herzen! Seit wann bist Du ein glücklicher Ehemann? Denn daß Du glücklich in Deiner Wahl gewesen bist, sehe ich voraus.“

„Ich bin seit fünf Vierteljahre verheirathet und meine Prudence ist das treue Bild einer Neu-Engländerin, sie ist eben so schön wie gefühlvoll. Ich lernte sie in Boston kennen.“

Wallhoven hörte mit großem Interesse zu; er freute sich der Behaglichkeit, mit der sein alter Schulkamerad die Vorzüge seiner Gattin herausstrich. Inzwischen war Wallhoven eine kritische Natur und nahm nicht gern Alles auf Treu und Glauben an. Das gab er schnell zu erkennen, denn er sagte lachend:

„Also die Neu-Engländerinnen sind eben so schön wie gefühlvoll? Das ist mir etwas ganz Neues. Ich habe zwar oft von ihrer Schönheit, aber noch nie von dieser zweiten Eigenthümlichkeit, die Du an ihnen rühmst, reden gehört.“

„Das thut mir leid; doch hoffe ich, Du wirst meine Worte nicht in Zweifel ziehen?“

Wallhoven bethenerte, dies sei durchaus nicht der Fall, er habe aber selten Gelegenheit gehabt, seines Freundes Landsmänninnen kennen zu lernen und erbat sich das Vergnügen, der Frau Eichberg's vorgestellt zu werden. Dazu fand sich der junge Ehemann um so lieber bereit, als er eben auf dem Wege zu Madame Lalouette, der größten Modistin in Paris war; seine Gemahlin hatte ihn dorthin bestellt und er lachte über Wallhoven's Bedenken, ob es auch angemessen sei, daß zwei Männer sich in den Modetempel der Damen drängten.

„Man sieht, Du bist ein Junggeselle und verstehst von diesen Dingen wenig.“ sagte Eichberg, „die Damen sehen Nichts lieber, als daß einige bewundernde Herren in ehrerbietiger Entfernung dabei stehen, wenn sie ihre Modeneinkäufe machen. Wenn es nur nicht so viel Zeit kostete.“ fügte er leuzend hinzu.

Das erste Zimmer der Madame Lalouette war mit kostbaren Möbeln auf Drahtgestellen angefüllt; aus dem daran stoßenden, dessen Klügelthüren halb geöffnet waren, hörten die Herren ein lebhaftes Zwiegespräch in französischer Sprache, mit englischen Ausrufungen untermischt. Die Stimme, der die letzteren angehörten, war sehr angenehm und klang etwas pathetisch. Es war die der Frau Eichberg's und man konnte augenblicklich erkennen, daß sie gegen das, was Madame Lalouette sagte, Einwendungen erhob.

Wallhoven blieb besorgt an der Thüre stehen, aber sein Freund schob ihn lachend vorwärts und rief so ungenirt, als befände er sich im eigenen Hause:

„Prudence, mein Freund und Schulkamerad, Franz Wallhoven, wünscht Dir vorgestellt zu werden.“

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung wegen meines unbescheidenen Eindringens.“

„Machen Sie keine Umstände, mein Herr.“ sagte die schöne Prudence, — sie war wirklich sehr schön — „es freut mich, daß Arthur Sie hergebracht hat und nun können Sie mir bei der Wahl meines Winter-Jaquet helfen. Wie finden Sie dieses?“

Damit wies sie auf ein elegantes Jaquet, das auf einer eben so eleganten, weiblichen Gestalt langsam im Zimmer auf und ab schwebte.

„Außerordentlich gefällig! Sehr hübsch!“ rief Wallhoven.

„Was finden Sie so hübsch?“ fragte Prudence lächelnd.

Wallhoven war entzückt über die Schelmerci dieser Art von Neu-Engländerinnen, und fand, daß man mit ihnen viel schneller bekannt wird, als mit seinen eigenen Landsmänninnen, den schönen Töchtern Germaniens.

„Es muß ein sonderbares Stück Arbeit sein.“ flüsterte er seinem Freunde zu, „so Tag für Tag fremder Leute Kleider anzuziehen und im Zimmer auf und nieder zu gehen.“

„Ich hörte sagen, daß dieser jungen Dame Gestalt und Haltung ihr schon ein kleines Vermögen eingetragen haben.“ bemerkte Eichberg.

Prudence hatte beider Bemerkungen, so leise sie auch gemacht waren, gehört und rief ganz begeistert aus:

„Ich denke es mir entzückend, immer die schönsten und modernsten Sachen zu sehen und anzulegen.“

Wallhoven schwankte in seiner Bewunderung, aber da sein Freund erklärte, einen kleinen Abstecher zu seinem Vanquier machen zu müssen und ihn ersuchte, falls Frau Eichberg vor seiner Rückkehr mit ihrem Einkauf zu Stunde gekommen sein sollte, dieselbe bis an ihren Wagen zu begleiten, so zeigte er sich gern dazu bereit und blieb, während Eichberg seinen Geschäften nachging.

Nun absorbirte das Jaquet die ganze Aufmerksamkeit der jungen Frau, und auch Wallhoven wurde zu Rathe gezogen.

„Gefällt Ihnen der Schnitt? Was sagen Sie zu der Farbe? Ist der Stoff zu schwer? Vielleicht gar zu leicht? Finden Sie diese oder jene Garnitur schöner?“

Armer Herr Wallhoven, armer Junggeselle! Er errieth jetzt, weshalb sein Freund plötzlich einen unausschießbaren Gang gehabt, und fand sich in sein Geschick. Nach einer heißen halben Stunde des Berathens war ein Jaquet bestellt und Prudence stieg voll Ammutz in ihr Coupé. Wallhoven wollte sich empfehlen, da winkte Prudence und sagte:

„Nur einen Augenblick! Ich habe eigentlich Lust, das Jaquet abzubestellen. Wie viel Uhr ist es? Schon so spät, und mir fällt ein, daß ich meines Bobby's Medicin wieder vergessen habe. Wir wollen das Jaquet also machen lassen. Rutsch, nach Hause!“

Der Wagen rollte davon und Wallhoven stand, den Hut in der Hand, ganz verblüfft auf dem Trottoir. Seine Gedanken waren folgende:

„Schön ist sie, ja, das müßte ihr Feind bekennen, aber — aber! Nein, das macht nicht Lust zum Heirathen. Und wer ist Bobby? Natürlich Bobby ist Baby. Das arme vergessene, über all den Flitterstaub vernachlässigte Kind. Und das nennt Eichberg gefühlvoll! Man sage mir nichts mehr von der Triviolität der Französinen! Läßt das Kind,

ihr einziges Kind krank zu Hause liegen und spricht Stunden lang über die Façon und die Garnirung eines Jaquets! Sie hat Bobby's Medicin wieder vergessen. Empörend! Nein, so wenig Gefühl hätte ich bei einer Frau, einer Mutter nicht für möglich gehalten!“

Eine ganze Woche verging, ohne daß Wallhoven den versprochenen Besuch bei seinem amerikanischen Freunde machte. Es quälte ihn dies sehr, denn er hielt gern sein Wort. Aber er konnte die herzlose Mutter, er konnte den kranken Bobby nicht vergessen und so verschob er von einem Tage zum andern den Besuch, hoffend und fürchtend, den Eichberg's irgendwo zu begegnen. Er promenirte in den Champs Elysées, auf den Boulevards, er guckte in alle Chocoladenläden, er sah sich das neue Opernhaus an, langweilte sich vor den allegorischen Werken Kubens' im Louvre — nirgends fand er, was er suchte und konnte ebenso wenig die Gedanken, die ihn verfolgten, los werden. Endlich faßte er einen kühnen Entschluß und klingelte an der Thüre, die zu dem Logis seines Freundes führte.

Ein junges Mädchen mit verweinten Augen öffnete, und Wallhoven's Phantasie errieth im Augenblick den Grund der vergossenen Thränen.

„Ist Bobby sehr schlecht?“ fragte er.

„Sehr schlecht.“ war die kurze Antwort.

„Dann will ich ein andermal kommen.“ sagte Wallhoven und wollte sich zurückziehen.

Aber sein Freund hatte ihn kommen sehen und eilte ihm entgegen.

„Tritt näher, ich bitte Dich. Wir erwarten den Doctor, deshalb stand ich am Fenster.“

Wallhoven trat leise auf und hielt seinen Athem zurück. Das eine Fenster war verhangen, aber es war hell genug im Zimmer, um Alles zu erkennen. Prudence kniete auf dem Teppich vor dem kleinen Leidenen, der von weichen Kissen umgeben, in einen weichen Shawl gewickelt — niemand anders war, als — ein Mops!

Wallhoben traute seinen Augen nicht; er sah fragend bald seinen Freund, bald die weinende Prudence an.

„Versteht Du etwas von Hundekrankheiten?“ fragte Eichberg.

„Nein, aber wie kann Dich in diesem Augenblick Derartiges — auf den Mops weisend — beschäftigen?“

„In diesem Augenblick?“ wiederholte Eichberg langsam, „ich verstehe nicht, was Du damit sagen willst?“

„Ich meine, in dem Augenblick, da Bobby gefährlich darniederliegt.“

„Bobby — dies ist Bobby.“

Der kranke Mops hob bei Nennung seines Namens den Kopf langsam in die Höhe und sah den Fremden mit einem Blick an, der ihn zur Theilnahme aufzufordern schien, aber Wallhoven war nicht in der Stimmung, Mitleid mit einem kranken Hunde zu haben; es verdroß ihn das Mißverständnis und das Gefühl, das er daran verschwendet hatte, auf das Empfindlichste und er würdigte Bobby kaum eines Blickes, sonst würde dessen schlaffes Fell und sonstiges jämmerliches Aussehen ihm zuletzt doch noch ein theilnehmendes Wort abgewonnen haben.

„Ich sehe, ich störe nur.“ sagte er verdrießlich und mit einem Blick nach Prudence, die sich gar nicht um ihn kümmerte, sondern Bobby's Pfote streichelte und ihm die zärtlichsten Namen gab.

„Es thut mir wirklich gründlich leid, alter Freund, daß Du gerade heute kommen müßtest; wir hatten uns so recht auf Deinen Besuch gefreut und allerhand Pläne gemacht. Prudence ist, wie Du siehst, heute nur für Bobby da und so wollen wir hoffen, daß wir uns bald unter glücklicheren Umständen wiedersehen.“

Die Fremde schüttelten sich, Abschied nehmend, die Hände, und an der Thüre sagte Eichberg mit einer sauer-süßen Miene:

„Ich sage es Dir ja, daß meine Frau eine echte Amerikanerin, schön und gefühlvoll sei. Nun hast Du Dich selbst davon überzeugen können.“

Am nächsten Morgen, als Wallhoven noch bei seinem Frühstück saß und des gestrigen sonderbaren Erlebnisses gedachte, wurde ihm ein zierliches Billet überreicht, das sichtlich von einer Dame gefaltet und überschrieben war. Neugierig öffnete er es und las:

„Beste Herr Wallhoven!

Ich komme heute, um Abbitte zu thun. Ich war gestern recht unhöflich und Arthur hatte große Lust, mich zu schelten. Aber ich konnte wirklich keinem anderen Gedanken Raum geben neben der Befürchtung, Bobby zu verlieren. Heute sieht wieder Alles heiterer aus, denn der Doctor gibt uns die besten Hoffnungen und er gilt für äußerst scharfsichtig in seinem Fache. Er behandelt gerade jetzt den Wachtelhund des Herzog von Numerte und des Marquis von Walberfee Lieblingspudel. Doch ich wollte Ihnen etwas ganz Anderes schreiben, nämlich: daß wir heute nach Nizza abreisen und daß Arthur es unendlich bedauert, Ihnen nicht Lebewohl sagen zu können; es geht aber nicht, er muß mich noch in einige Tagen begleiten, wo ich Einkäufe zu machen habe. Zu dieser plötzlichen Abreise hat des Doctors Ausspruch die Veranlassung gegeben; er sagte, daß Bobby in einem wärmeren Klima ganz gesund würde und natürlich will ich das arme Thier keinen Tag länger dieser Wohlthat berauben. Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie von Wien einige der Reinigungsstäfeln schicken, die sich für Bobby's Fell als unschätzbar erwiesen haben und die in Paris nicht zu bekommen sind. Vielleicht sehen wir uns in Nizza oder sonst wo im Süden in diesem Winter wieder. Das wäre recht nett.

Ihre ergebene

Prudence Eichberg.“

„Ich kaufe keine Reinigungsstäfeln für den häßlichen Mops.“ rief Wallhoven und zerfnitterte das zierliche Billet unbarmherzig, „ich gehe auch nicht nach Nizza, denn es ist vollständig genug, einmal Zeuge solcher amerikanischen Sentimentalität gewesen zu sein.“

Wir wollen indessen hoffen, daß Wallhoven's Verdruß nicht von langer Dauer gewesen, und daß er einmal Gelegenheit gehabt hat, seines Freundes Gattin an rechter Stelle „gefühlvoll“ zu sehen.

Entsagung.

(Siehe die Illustration.)



Es war ein Traum! und doch so sonnenvoll,
So farbenleuchtend und so wundergleich;
Wie stolz am Lebensstahn das Segel schwall!
Wie jeder Tag an stillem Glück so reich!
Das Grafskind — der fröhliche Student
Sie liebten sich seit ihrer Kinderzeit;
Sie liebten sich, ob lang sie auch getrennt,
Doch nie hat ihre Lieb' ein Wort entweiht.

Der Förster starb, da fand der Spielgenosse,
Der Alpenrosen oft vom Felsenraum
Für sie geholt, ein Heim im Grafschloße,
Er fand ein Herz wol auch — es war ein Traum.

Verlassen ist die dumpfe Luft der Stadt,
Im Abendseine steht endlich spät
Der Jüngling auf der Bräute wandernsmatt:
Da liegt das Schloß in stolzer Majestät.
Musik erschallt: sie singt ein süßes Lied.
Er kennt der holden Stimme Glockenton,
Ihm ist's, als ob er goldgefäugelt zieht
Herab, um ihn von fern zu grüßen schon.
Auf dem Balcone dann ein leises Rauschen,
„Du süße Braut!“ so tönt's gestüßert kaum —
Sie hören nicht, die droben Küsse tauschen,
Den leisen Wehelaun — es war ein Traum.

Es schwanden Jahre seit der düst'ren Nacht,
Wo seiner Jugend Stern erloschen ist,
Er ging als Held mit starker Mannesmacht
Aus heißen Kämpfen, die er nie vergißt.
Er gab sein junges Leben dem Altar,
Doch wieder sah er die Geliebte nie,
Ja, die Geliebte, denn ihr Bildniß war
Ihm heilig und er betete für sie.
Mild war der Prießer, jegensvoll sein Leben
Und um den Sarg in seines Herzens Raum
Sah er die Zeit viel schöne Blumen wehen,
Und was begraben drin — es war ein Traum.

Doch eine Stunde kam, wo er sie sah,
Es war im Herbst am fernen Meeresstrand.
Im Schatten hoher Linden saß er da
Und plötzlich sinkt das Buch aus seiner Hand:
Er hat gehört die Stimme voll und weich,
Er hat gesehn ein Bild getaucht in Licht,
Er weiß, sie ist an Glüd und Liebe reich,
Wol bebt sein Herz und bleich ist sein Gesicht,
Im Auge stimmert's auf wie leises Klagen —
Dort grünet eine Alos am Baum:
Nur einmal darf die Blume Blüten tragen! —
Entsagen muß Du, Lieben war ein Traum.

Georg Freiherr von Dyherrn.

Wie es die Frauen doch so gut haben.

(Nach Dunphie's Bildfire.)

Man behauptet, daß die Zuschauer einer Schlacht diese besser beurtheilen könnten, als die daran beteiligten Soldaten; so kann man auch mit gleicher Berechtigung den Satz aufstellen, daß in der Volkskraft seines Lebens ein Mann mehr als die Frau selbst die unzähligen Vortheile, deren sich das weibliche Geschlecht vor dem männlichen erfreut, zu würdigen vermag. Als Mann bin ich daher autorisirt, zu beweisen, um wie Vieles beneidenswerther das Loos einer Frau gegenüber dem eines Mannes ist und wie ich es für das größte Glück halte, als weibliches Wesen geboren zu sein.

Was erstens die physischen Vorzüge der Frau betrifft, so sind diese sehr mannichfache; sie allein besitzt den Glanz der Schönheit und Alles, was damit zusammenhängt. Niemals gab es und wird es eine häßliche Frau in der Welt geben. Noch hörte man wenigstens nicht von einem solchen Phänomen. Weib sein, ist identisch mit schön sein.

Ich habe so manches Land durchkreist und mich in allen Schichten der Gesellschaft bewegt, aber nirgends eine häßliche Frau und einen schönen Mann gefunden. Ein Mann kann nur um ein Geringes häßlicher sein, als der andere, aber das ist auch Alles, was er in dieser Beziehung beanspruchen darf. Sämmtliche Männer, das liegt im Wesen der Sache, sind stiefmütterlich von der Natur ausgestattet, alle Frauen dagegen, einem unumstößlichen Naturgesetz zu Folge, harmonisch gebildet und reizend anzusehen.

Die Frauen sind nun aber nicht bloß selber schön, sie lieben auch das Schöne, wo immer es sich findet; sie haben eine viel richtigere Würdigung desselben als die Männer. Schon ein Schulmädchen schwärmt für Vögel und Blumen, während ihr Bruder Necker ansinnigt und Rosen abreißt. Was der Mann in körperlicher Beziehung anbieten muß, um zu gefallen, dem ist die Frau gänzlich enthoben.

Der Mann trägt entweder einen Bart, in welchem Falle er diesen mit einem großen Aufwande von Zeit kämmt, bürstet und ölen muß, oder er trägt keinen und hat sich der Unbequemlichkeit eines täglichen Rasirtwerdens zu unterziehen. Für keine Dame existirt diese schreckliche Alternative; sie kann ihre Suppe mit der zierlichsten Grazie genießen, der Mann ist dabei — er mag es anstellen wie er will — durch seinen Schnurrbart auf das Entsetzliche genirt.

Ferner hat die Natur, welche der Frau die Strafe und die Pein, einen Bart zu tragen, erspart, ihr ein längeres Leben als dem Manne gewährt. Es ist in der ganzen Welt erwiesen, daß das weibliche Geschlecht eine zähere Lebenskraft hat als das männliche. Sehr selten erreicht der Mann ein ungewöhnliches Alter, wogegen man fast keine Zeitung in die Hand nimmt, in der nicht von einer noch immer rüstigen hundertjährigen Dame zu lesen oder die Todesanzeige einer solchen zu finden ist. Also selbst abgesehen von der Schönheit der Gesichtszüge, der Grazie der Gestalt, ist auch in Hinsicht der Lebenslänge der Vortheil auf Seite der Frau.



Entsagung. Von G. Müller.
Nach einer Photographie aus dem Verlage der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

A. B. RAVENHILL & CO. LTD.

Wenn nun schon in physischer Beziehung die Vorränge so bedeutende sind, wie viel mehr nicht noch in gesellschaftlicher. „Platz für die Damen!“ ist das Gesetz der civilisirten Welt vom Aequator bis zu den Polen. „Will nicht einer der Herren so gefällig sein?“ ruft der Omnibusführer mit lauter Stimme, und kaum gesagt, schon gethan. Einer der Herren beifolgt sich, trotz des heftig strömenden Regens und schneidenden Windes, auszustiegen und einer Dame — die er noch nie gesehen und vielleicht niemals wieder sieht, seinen Platz zu überlassen. (?) Wo fordert man je eine Dame auf, auszustiegen, um einen Herrn zu verpflichten. Ein solcher Gedanke ist haarsträubend. Der Mann, der so etwas zu beanspruchen wagte, verdiente an den ersten besten Laternenpfehl aufgeföhrt zu werden.

Die Männer sind da, um den Frauen zu huldigen. Diese goldene Regel steht unumstößlich fest. Wenn sind die besten Lederbissen bei jeder Tafel reservirt? Den Damen. Wem wird Zucker, Gewürz und alles Begehrte aufmerksam gereicht, wer wird zuerst bedient, wer hat die besten Plätze bei Tisch, wer bekommt das Gefrorene in der Oper und im Concerte? Die lebenswürdigen Damen. Wer bezahlt für sie? Die elenden Männer. Wer steht, während die Damen mit Allem reichlich versorgt sind, hohläugig und hungrig neben ihnen? Wieder die Männer. Wem werden alle Liebtoungen vom Geschick dargebracht? Den Frauen. Und wer hat stets für den Miß einzustehen? Der Mann, das häßlichste und unglücklichste aller Geschöpfe.

Im Laufe der Zeiten verändern sich jegliche Dinge — die Erde, die Grenzen der Länder und Meere, die Sprache, die Sterne am Himmel und die Einrichtungen der Menschen. Nur der Mann allein bleibt immer und ewig derselbe Unglücksvogel.“ Einen wahren Ausspruch als diesen hat Lord Byron nirgend gethan. Doch was die Frau betrifft, so bleibt sie das Meisterstück der Schöpfung, die Welt ist ihr Garten und der Mann nichts weiter, als ihr Diener. Er fällt, sobald er sich nur in eine kleine Coucoumacherei eingelassen hat, alsbald ihren bezaubernden Reizen zum Opfer. Liebt er und verläßt den Gegenstand seiner Anbetung — jagt gleich die Frau über Treubruch und erlangt Verachtung. Liebt die Frau und bricht ihr Wort, so würde der Mann, der auf Bestrafung Klagen wollte, ausgelacht und abgewiesen werden.

Die Frau darf die kostbarste und phantasiereichste Toilette machen, sich in Sammt und Seide kleiden; Federn, Bänder, Spitzen, was es nur immer an schönen Dingen gibt, stehen ihr zu Gebot, um sich auszustaffieren und unwiderstehlich zu machen. Selbst die kleinen unschuldigen Singvögel müssen ihr Leben lassen, damit der Damenhut durch ihre Federpracht geschmückt werde. Und das ist recht, denn ein Rothkehlchen auf einem Damenhut ist mehr werth, als zwei im Busch. Auch die kleinen Colibris legen dienstbereit ihr edelsteinfunkelndes Halsgeschmeide zu Gunsten des weißen Damenhalses ab.

Die Frau geht auf Eroberungen aus und erobert. Der arme Teufel Mann ist dazu verdammt, jahraus jahrein denselben Kleiderschnitt zu tragen. Mit seinem greulichen Kochtopfhute, seinen schrecklichen Beinkleidern und seinen unveränderten Röcken, stets von demselben Material, von der Wolle des ihm verwandten Schafes gemacht, stellt er eine Collection von Cylindern dar, und seine Kleider scheinen zu keinem andern Zwecke erfunden, als um seine angeborene Häßlichkeit zu erhöhen und ihn nur noch lächerlicher zu machen. In allen, selbst in besondern Fällen, sowohl in ceremoniellen wie in gesellschaftlichen, ist er dazu verdammt, in seiner abscheulichen Einkleidung sich unterzuordnen und darf nicht wagen, den Glanz des engelhaften Geschlechts zu verdunkeln.

So viel, was das Aeußere betrifft; aber noch bedeutend überwiegender sind die Vortheile der Frau in den ernstlichen Angelegenheiten des Lebens. Wer arbeitet? Wer erleidet alle Unfälle? Wer muß sich jedem Wetter aussetzen, wer trägt des Tages Last und Hitze? Wer muß in Nacht und Nebel hinaus? Immer wieder nur der Unglücksvogel Mann. Wer ist der Letzte, der das brennende Haus verläßt? Wer steht auf dem Verdeck des sinkenden Schiffes und verschwindet mit ihm auf Rimmerwiedersehen in den Abgrund des Oceans? Wer kämpft, wenn ein Krieg ausbricht, wer blutet, wer muß sich todtschießen lassen? Wer anders, als nur er und immer wieder der unglückselige Mann.

Inzwischen bleiben die Frauen in ihrem gemüthlichen Zimmer in Sicherheit und Ruhe; und das mag auch ferner so sein, denn dafür, daß unsere Arme sie schützen und vertheidigen, belohnen uns die ihren. Meine Absicht ist nur, zu zeigen, wieweil ein Glück es ist, eine Frau zu sein und wie viele Ursache sie hat, dem Himmel dafür Dank zu wissen. Keineswegs aber bloß in Kriegszeiten und bei drohenden Gefahren. Sie hat stets das bessere Theil, im Kriege wie im Frieden.

Was ist eintöniger, langweiliger und verdrießlicher, als das Leben eines Mannes? Was unterhaltender, munterer und abwechslungsreicher, als das einer Frau. Der Mann verläßt am Morgen das Haus, um sechs bis zehn Stunden lang in einem Gefängniß zu sitzen, gleichviel wie dieses heißen möge, ob Bureau, Laden, Gerichtsstube, Abgeordnetenhans, Bibliothek oder Börse. Es ist und bleibt immer ein Gefängniß, und der darin Sitzende muß arbeiten, unausgesetzt arbeiten.

Die Frau dagegen kann, sobald der Mann nach dem Frühstück fort ist, hingehen, wohin es ihr beliebt. Sie gibt mit holdseligem Lächeln ihren Dienstboten einige Befehle, und während des ganzen übrigen Tages ist sie Herrin ihrer Zeit und darf sich nach Belieben amüsiren. Sie macht ihre Schmetterlingsbesuche in verschiedenen Läden, gibt ihres Gatten Geld aus, besucht den skating rink, spricht bei guten Freundinnen ein und verschafft sich die mannichfachsten Abwechslungen. O wer möchte nicht gerne eine Frau sein!

Noch ein Privilegium hat sich das weibliche Geschlecht vorbehalten: das Recht, weinen zu dürfen. Wenn irgend ein eingebildeter oder wirklicher Kummer ihr Gemüth bewegt, so weint sich die Frau aus, und dann ist Alles wieder gut. Dem Mann ist dieser himmlische Trost verweigert. Sein Herz mag aus allen Poren bluten, er muß Stand halten, ohne eine Thräne zu vergießen! Hat er sich nicht in der Gewalt, sollt ihm nur eine Thräne aus dem Auge, wird man mit Fingern auf ihn zeigen, und er, der schwach genug war, zu weinen, verdient nicht mehr den Namen Mann! „Der Blick der Frau“, sagt Saville, „hat mehr Gewalt über uns, als das Gesetz und ihre Thränen haben eine größere Macht, als unsere Beweisgründe. Der Mann mag noch so sehr im

Recht sein — eine Thräne im Auge der Frau überwältigt ihn und er ergibt sich.“

Damit sind nur einige wenige der unzähligen Privilegien der Frauen dargelegt, nicht zu vergessen, daß sie immer Recht haben und immer das letzte Wort behalten. Was mich betrifft, so habe ich stets bedauert, keine Frau, und noch dazu keine Mutter von neun Kindern zu sein.

Ein verhängnißvoller Augenblick.



1.
Vor einem kleinen, niederen Hause, das von einem Obst- und Gemüsegarten umgeben war, saß eine ältliche, jauber gekleidete Frau, mit Handarbeit beschäftigt; sie trug die Wittwenhaube auf dem glatten, braunen Haar und in den Zügen sanfte Güte, und wie ihr Blick so hin- und her in die Ferne bis zu der wie Silber strahlenden See, während

die frische Brise vom Strande herüberweht und mit den Blättern der Schlingpflanzen spielt, welche die Thür des Häuschens umrahmen, ist das Ganze ein Bild der Liebe und des Friedens.

Sie träumt, die einsame Frau, immer wieder jene stillen Träume, welche die zehn Jahre ihrer Wittwenschaft erheiterten und die zu verwirklichen nicht unmöglich sind; doch nicht sich selbst, sondern ihren einzigen Sohn sieht sie als Mittelpunkt ihres Wünschens und Hoffens.

Indem sie zurückgeht auf ihr eigenes Leben, wundert sie sich wol manchmal darüber, daß sie so wenig von der Welt kennen gelernt und nicht auf einen Tag den Ort, in welchem ihr Mann Schulmeister gewesen, verlassen hatte. Aber sie will nicht Klagen, sollte es auch ferner so bleiben; ein Lächeln, das ihre Züge in stolzem Vertrauen verklärt, umspielt sogar ihre Lippen. Alles wird von Werner abhängen, beschwichtigte sie sich, indem sie seinen Namen, welcher für sie das ganze Glück der Welt umschließt, flüstert und leise vor sich hin spricht: „Seine Wahl wird meine Wahl sein.“

Frau Paul kann von ihrem Plage aus die Landstraße, wo täglich der Stellwagen entlang fährt, erkennen, und sobald sie das Biergespann von Weitem kommen sieht, springt sie auf und wirft ihr Strickzeug bei Seite. Unruhig eilt sie in die Hütte, kommt alsbald wieder heraus und kann nicht eher Ruhe finden, bis der Wagen in das Dorf fährt.

Sie hat den Kaffeetisch für zwei Personen in der kleinen, behaglichen Küche gedeckt, und auf dem blüthenweißen Tisch prangt der selbst gebackene Kuchen, bieten die gebackten Eier neben der frischen Butter einen wirklich feierlichen Anblick. Sie fragt sich selbst, die gute Mutter, indem ihr Blick den Tisch übersieht, ob sie nicht noch etwas für ihren Werner herbeitreiben könne. Ihre Hände sind gefaltet, ihre Pulse fliegen, denn in jedem Augenblick kann jetzt ihr lieber Sohn hervortreten. Sie weiß es selbst gar nicht, wie ihr ganzes Wesen nur ein Lauschen auf seine Tritte ist und wie ihr Gesicht vor Entzücken strahlt, als er jetzt wirklich da ist.

„Liebe Mutter!“

„O Werner, Werner!“

So tönen die ersten Begrüßungsworte von Weider Lippen, dann hält sie ihn eng umfangen mit jener unbegrenzten Liebe, die eine alleinstehende Frau so oft dem einzigen Sohne schenkt. Das Mahl, das sie mit liebenden Händen bereitet, ist gegessen. Mutter und Sohn sitzen beisammen in der traulichen Ecke des Hausflurs und schauen dem Untergange der Sonne zu. „Vier Wochen Ferien, Mutter, und immer hier bei Dir sein dürfen, ist fast zu viel des Guten,“ sagt Werner.

„Du gehst aber gern in die Schule und fühlst Dich dort glücklich,“ fragt sie fast ängstlich.

„Gewiß, Mutter, und ich komme gut vorwärts. Ich bemühe mich, den Großvater, der mich in die Schule schickte, zufrieden zu stellen. Vielleicht hilft er mir dann auch noch etwas weiter, wenn die fünf Jahre überstanden sind. Ich will früh aufstehen, wenn er mir nur nach dieser festgesetzten Zeit zur Seite bleibt.“

„Und wenn nicht, mußt Du auch zufrieden sein, denn daß er Dich so weit gebracht, ist schon eine große Hilfe für uns. Wenn Du mit siebzehn Jahren das Gymnasium verläßt, wirst Du im Stande sein, etwas auf Deine eigene Hand unternehmen zu können.“

„Etwas nur — Alles,“ versichert Werner, die Mutter mit seinen Armen umschließend. „Ich werde dann ein Mann sein, für Dich sorgen und Dich beschützen können. Du sollst ein großes Haus mit einem Garten haben und jeden Abend, wenn ich aus meinem Geschäft heimkehre, werde ich das nöthige Geld für unsere Ausgaben mitbringen; aber es muß nahe bei Berlin oder dort selbst sein, denn nur in großen Städten wird man reich.“

„Du hast es Dir in den Kopf gesetzt, reich zu werden, Werner!“

„Nur so reich,“ erwidert er, indem er seine Mutter mit strahlendem Blicke ansieht, „nur so reich, um Dir das Leben behaglich machen zu können, damit Du nicht so viel wie jetzt arbeiten darfst und Dir Alles versagen mußt. Du hast so blutwenig zu Deiner Lebensfreude.“

„So blutwenig!“ ruft sie unter Thränen, „so wenig, wenn ich Dich habe!“

„Wir Beide brauchen jetzt nicht mehr,“ sagt Werner, seinen Lockenkopf auf ihre Schulter legend. „Ich möchte auch nicht mit dem reichsten Knaben in der Schule tauschen, und doch hoffe ich, Dir einst mehr als jener geben zu können. Ich benutze meine Zeit auf das Beste.“

„Und was sagen die Lehrer von Dir?“

„Daß ich der erste Rechner in der Schule bin,“ erwidert Werner lachend, „und der Beste unter meinen Altersgenossen noch in einigen andern Dingen. In der Gymnastik überbiete ich sie Alle.“

„Was ist das?“ fragt die Mutter verwundert. Doch trotz aller Erklärungen des Sohnes ist sie am Ende derselben so klug wie zuvor.

„Wir haben einen großen Turnsaal an unserer Schule,

Mutter, und Du solltest mich dort unter den Andern sehen, da ist auch nicht Einer unter den Turnern, der mir gleichkäme. Auch habe ich einen Preis gewonnen, den ich Dir zeigen kann, nicht im Turnen, sondern im Rechnen. Ich bewarb mich darum, um dem Großvater Freude zu machen, denn er hat mir ja dadurch, daß er mich in die Schule schickte, ein Vermögen gegeben und ein größeres, als wenn er mich in sein Haus aufgenommen.“

„Beinahe ein Vermögen — allerdings,“ erwidert die Mutter ernsthaft, indem sie seine braunen Locken streichelt; „aber denke weniger daran, reich zu werden, mein liebes Kind, als gut und redlich zu bleiben.“

„Das thue ich auch,“ erwiderte er, „ich spreche nur mehr von dem Einen. Und wenn ich mir Alles recht überlege, Mutter, finde ich, daß es nicht auf die Art der Beschäftigung ankommt, die der Mann vollbringt. Mein Vater hatte keine geringe Aufgabe zu erfüllen, um in die Köpfe der Bauernjungen mehr Licht zu bringen, wenn immer sie ihn auch liebten und achteten. Ich kann ein eben so guter Mensch bleiben, auch wenn ich mir einen andern und weiteren Wirkungskreis in der Welt, als diesem kleinen Winkel hier suche. Siehst Du das nicht ein, Mutter?“

Ja, sie empfindet es wenigstens instinctiv, denn sie weiß, daß Einer ohne Sünde durch die Welt ging, und wie arm sie auch sonst ist, so fühlt sie sich doch reich in ihrem Glauben an Ihn.

Die Sonne ist nun vollständig untergesunken, und noch immer sitzen Mutter und Sohn in süßen, sympathischem Schweigen beisammen, bis das letzte rosige Wölkchen am Firmamente verschwunden, dann gehen sie Beide in die Hütte.

2.

Werner's erste Ferienzeit war vorüber, und als der letzte Tag der vier Wochen herannahte, schien es der Mutter, als seien kaum acht Tage verfloßen, obwohl sie an jedem Abend die vergangenen, an jedem Morgen die noch kommenden gezählt. Es folgte eine neue lange Trennung und ein neues Dahinsein in der Weihnachtszeit, und so eine um die andere, bis endlich Werner die Schule ganz verließ.

Diesmal trifft er seine Mutter gerade in dem Hausflur, während die Blumen in dem Garten blühen, wie sie jedes Jahr geblüht haben, und sein Antlitz strahlt in heller Freude, wenn er auch bald darauf mit etwas betrübter Miene erwidert: „Ja, Mutter, ich hörte gestern von dem Notar bereits, daß der Großvater in seinem Testament weder Dich noch mich bedacht hat; seine ganze Hilfe hat in Dem bestanden, was er mir bis zu seinem Tode gegeben. Das war sehr gütig von ihm, und nun will ich mich auf meine eigenen Füße stellen, um den Weg durch das Leben zu machen. Aber das muß mit Glanz geschehen. Du wirst eines schönen Tages von Berlin aus die Nachricht erhalten. Sieh nicht so traurig aus; diesmal werden wir nicht auf lange Zeit getrennt sein, denn ich komme bald, Dich abzuholen. Wenn es Dir nur in der großen Stadt gefallen möchte.“

Als er sie verläßt, versicherte er ihr noch einmal, daß er mit Muth und Hoffnung im Herzen scheide und daß der dürftige Inhalt seiner Börse ihm keinen Kummer mache. Aber seine Augen sind von Thränen umflort, indem er nach der Hütte in dem Stranddorf zurückblickt, wo er seine Mutter allein lassen muß.

Nach Werner's Abreise verstrichen die Tage der Wittwe wie früher, als ihr Sohn noch die Schule besuchte, nur daß sie jetzt täglich einen Brief, der Leben und Bewegung in ihr Stillleben bringt, von ihm empfängt. Sie vermochte auch nicht eher Etwas vorzunehmen, bis der Briefträger gekommen und ihren zitternden Händen den voll Liebe und Verheißungen geschriebenen Brief übergeben.

Endlich trifft ein Schreiben von ihm ein, mit der Nachricht, daß er in einem großen Geschäft eine Anstellung erhalten, daß ihm die Erfüllung der übernommenen Pflichten auch leicht werde, jedoch die Einnahme eine viel geringere sei, als er vorausgesehen. „Doch will ich unverdrossen arbeiten,“ fährt er fort, „damit man mir meinen Gehalt bald erhöht, und dann komme ich, Dich zu holen. Ach, Mutter, um das möglich zu machen, kann ich wirklich viel leisten.“

Auch Frau Paul ermüdet nicht in der Arbeit; sie vertraut dem Plane des Sohnes. In ihrer Einbildung ist jenes Berlin eine große ruhige Stadt, wo alle Leute an Gesicht und Charakter ihrem Werner gleichen.

Die Zeit verstreicht jedoch, und Werner bekommt keinen höhern Gehalt als früher, und so schreibt er denn ein wenig traurig, daß er die neue Heimath für sie Beide immer noch nicht gründen könne, „denn hier in Armuth zu leben, würde Dir noch viel schwerer fallen als in der alten Heimath,“ schließt er.

Nachdem er ein volles Jahr fern gewesen, kam Werner nach Hause, um seinen Geburtstag bei der Mutter zu feiern, den sie achtzehn Jahre hindurch stets zusammen verlebte. Dann eilte er wieder zu seinem Dienst zurück, immer noch auf sein Emporkommen bauend.

Nach sechs Monaten trat er ganz unvermuthet in die Küche des Häuschens, wo seine Mutter neben dem Herde saß und ein frommes Lied, das sie an dem Tage in der Kirche gesungen gehört hatte, vor sich hinsummte.

Sie war zum Tode erschrocken und blaß wie die Wand, als sie Werner plötzlich vor sich stehen sah, und er überzeugte sich dadurch, wie wenig sie im Stande sein würde, eine ihn betreffende traurige Nachricht zu ertragen. Um so größer ist nun ihre Freude, als sie erfährt, daß er diesen Abend bei ihr bleiben will.

„Kannst Du nicht wenigstens noch einen Tag länger bleiben?“ fragt sie dringend, „mußt Du wirklich morgen schon wieder fort, Werner?“

„Du willst sagen, heute, Mutter, denn es ist über unserm Plaudern schon Mitternacht geworden. Aber wir haben durch die neue Eisenbahn vier Stunden Zeit gewonnen. Gehe nicht zu Bett Mutter, Du mußt mir diese Nacht opfern.“

Sie hat nicht daran gedacht, ihn zu verlassen, und so sitzen sie denn beisammen und sprechen erst von dem Leben, das sie getrennt von einander verbracht, und dann von der Zukunft, die sie vereinen soll, denn Werner war heute nur gekommen, um ihr die freudige Nachricht zu bringen, daß er eine Zulage erhalten, und daß das neue Heim nun eingerichtet werden könne.

„Aber, mein lieber Werner,“ sagte Frau Paul, indem sie

sich anstellt, bei Anbruch des Tages das Frühstück zu bereiten, „welch einen entsetzlich anstrengenden Dienst mußt Du haben, wenn Du in dem ganzen Jahr nur einen Tag entbehrt werden kannst.“

„Ich hätte einen Tag Urlaub haben können,“ sagte er, „aber ich wollte nicht. Es war klüger so, Mutter, denn die Fahrt auf der Eisenbahn ist immerhin theuer.“

„Und mir hast Du Deine Einnahme geschickt, Werner?“

„Von jetzt ab werde ich viel mehr verdienen,“ erwidert der Sohn mit strahlendem Blick.

„Und bist Du glücklich, Werner?“

„Sehr glücklich, wenn ich daran denke, wie sich jetzt alle unsere Wünsche erfüllen sollen.“

„Aber, was Dich selbst betrifft, mein Sohn, bist Du zufrieden und glücklich?“ fragt sie nochmals dringend.

„Gewiß, Mutter, vollkommen.“

„Noch ein letztes Lebewohl!“ Er küßt die bebenden Lippen der Mutter und scheidet.

3.

Werner hatte versprochen, seinen Geburtstag, diesen Tag im Juni, der für die verwitwete Mutter stets der erste Feiertag des Jahres gewesen war, zu Hause zu verleben; doch am Morgen zuvor kam von ihm ein Brief mit der Nachricht, daß er sein Kommen, weil er sich nicht frei machen könne, aufschieben müsse.

In jeder Zeile dieses Briefes liest die Mutter den eigenen Schmerz des Sohnes, wie den Kummer darüber, sie betrüben zu müssen. Thränen fallen auf das Geschriebene nieder und verwischen die liebevollen Worte, wie die stolze Schilderung des Hauses, welche er in einer der nahen Vorstädte für sie eingerichtet hat. Sie löscht selbst die einfachen Schlussworte aus: „Denke morgen mehr als je an mich, Mutter, und bete am Abend für mich zu derselben Stunde, in welcher wir wie bei den anderen Geburtstagsabenden vor der Thür unserer Hütte zu sitzen pflegten.“

Begleitet ist der Brief von einem Geldgeschenk, wie ein solches ihr jetzt die meisten seiner Briefe bringen, und während sie noch das Geld in der Hand hält, faßt sie plötzlich einen Entschluß, welcher ihr wie eine Eingebung kommt, so daß sie sich wundert, nicht schon früher auf den Gedanken verfallen zu sein.

Frau Paul befindet sich auf dem Wege von der Dorfpost nach ihrer Hütte, und sie beschleunigt ihre Schritte, um dort anzulangen. Hier aber sitzt sie eine Weile auf ihrem Platze, um sich Alles noch einmal klar zu machen. Werner hat so schwere Arbeit und soll nun an seinem Geburtstag auch noch allein sein. Wie kann sie sein Geschenk besser anwenden, als wenn sie ihm eine unerwartete Freude durch ihren Besuch bereitet. Da er nicht zu ihr kommen kann, so will sie zu ihm gehen. Wie er staunen und aufspringen, und sie in seine Arme schließen wird, wenn sie bei ihm eintritt. Dieser Augenblick soll sie für alle Reiseanstrengungen entschädigen.

Nachdem der Gedanke einmal aufgetaucht ist, hält sie auch fest daran und sie macht, froh und aufgeregt wie ein Kind, ihre Reisevorbereitungen. Sie bratet ein Huhn und thut es sammt Eiern, Butter und Sahne in den Reisetorb, da Werner oft gesagt hat, daß er dergleichen in Berlin nie so gut bekommen könne wie zu Hause. Sie lächelt vergnügt, indem sie eine weiße Serviette über den Korb bindet, denn sie malt sich ihres Sohnes Freude beim Auspacken dieser von dem Dorfe mitgebrachten Leckerbissen aus.

Während der ganzen Nacht schläft Frau Pohl kein Auge, dennoch steht sie frisch und munter auf, fast verwundert über sich selbst, die nie einen Eisenbahnwagen bestiegen und die jetzt allein nach einer ihr ganz fremden Stadt abreisen will.

Ihren Korb an den Arm nehmend, geht sie zum Küster, um dort ihren Hausschlüssel abzugeben und noch einige Unterweisungen bezüglich ihrer Reise zu erlangen. Der Küster gibt sie ihr deutlich und umständlich und begleitet sie bis nach der Station, wo sie heiteren Blickes in die Zukunft abreist.

Es ist eine weite Reise, aber in der Vorempfindung von Werner's Freude bei ihrem Anblick, vielmehr unter dem Denken daran, verkürzt sich und verschönt sich ihr der Weg, so daß sie ganz erstaunt ist, als der Conducteur die Ankunft in Berlin verkündigt.

Schüchtern hält sie sich von der Menge fern, den Korb fest an sich drückend und die Vorübergehenden mit ängstlichen und aufmerksamen Blicken betrachtend. Welche große Stadt das ist und ein Jeder so beschäftigt und eilig darin.

„Ich bitte, wo ist die Bellealliancestraße, wollten Sie wol die Güte haben, mir das zu sagen?“ so redet sie endlich einen Patträger an.

„Da müssen Sie quer über die ‚Linden.‘ Die Worte klingen ihr fremd. Was heißt das — trennt sie ein Fluß, den sie überschiffen soll, von Werner?“

Ein anderer Träger, der, als die Menge sich zerstreut hat, langsam daher kommt und den verwirrten Ausdruck in dem Gesicht der Frau bemerkt, wie sie in ihrer hübschen ländlichen Tracht, mit ihrem sauberen Korbe so einsam dasteht, fragt sie freundlich, wohin sie wolle.

„Nach der Bellealliancestraße,“ erwidert sie, „ich soll quer über Etwas, habe aber nicht verstanden, über was, und ich bedauere nur, Andere bemühen zu müssen!“

„Das Beste ist, Sie nehmen eine Droschke,“ sagte er in einer Anwandlung von Humanität zu ihr. „Oder können Sie die Ausgabe dafür nicht machen?“

„Ich habe drei Mark, wird das genug sein?“ erwidert sie. „Die Hälfte davon reicht aus.“

Er führt sie zu einer der wartenden Droschken, accordirt in ihrem Weisem mit dem Kutsher, hilft ihr beim Einsteigen und lächelt, als sie davon fährt.

Und dies ist Berlin, diese Reihe von Straßen, diese Menge von Menschen, dieses betäubende Wagengeräusch? Armer Werner, wie muß er sich hier nach den schattigen Wegen in unserem Dorfe und der frischen Strandluft sehnen.

Die Droschke hält, und Frau Paul steht klopfenden Herzens vor der Thür eines hohen Hauses in der Bellealliancestraße und wagt zu klingeln.

Es dauert lange, ehe Jemand kommt; endlich erscheint ein weißliches Wesen.

„Wollten Sie wol die Güte haben, mir zu sagen, in welchem Zimmer dieses Hauses ich meinen Sohn finde?“

„Wie heißt Ihr Sohn?“ fragt das Mädchen, sie mustend. „Werner Paul.“

„O, Herr Paul?“ wiederholt das Mädchen etwas artiger. „Er ist nicht zu Hause. Wollen Sie vielleicht hier eintreten und auf ihn warten?“

„Ich danke!“ erwidert sanft die Wittve, nicht wenig erschrocken über diese unerwartete Täuschung, „ich möchte dann lieber zu ihm gehen.“

„Ich kann Ihnen aber nicht sagen, wo er sich aufhält; er ist fast nie zu Hause, den ganzen Tag im Dienst, und dann geht er manchmal auf's Land, wo er eine Wohnung einrichten läßt, oder sonst wohin.“

„Es wird das Haus sein, von dem Sie eben sprechen, vermüthe ich,“ bemerkt Frau Paul mit zitternder Stimme, denn sie denkt dabei an das Heim, welches Werner für sie beide bereitet. „Wenn ich nur erfahren könnte, wo jenes Haus liegt?“

„Aber ich weiß es nicht,“ erwidert das Mädchen kurz, „und ich halte es immer für besser, hier zu warten, bis er kommt.“

„Ich möchte doch lieber zu ihm gehen. Ist vielleicht Jemand hier im Hause, der mir sagen kann, wo er sich aufhält?“

Da eben ein Herr die Treppen herabkam, so wandte sich das Mädchen an diesen mit der Frage, ob er vielleicht Herrn Pohl kenne?

„Herrn Pohl,“ erwidert der Angeredete lachend, die hübsch gekleidete Frau mit dem Korb an dem Arm betrachtend. „Ja, ich kenne ihn — warum?“

„Ich bin seine Mutter,“ sagt sie mit stolzem Klange in der Stimme.

„Möchten Sie nicht lieber hier warten, bis er kommt?“

„Ich möchte lieber zu ihm gehen, wenn Sie mir dazu behilflich sein wollen?“

„Ist das Ihr vollkommener Ernst?“ fragte er nochmals mit seltsamem Blick.

„Gewiß, lieber Herr!“

„Dann will ich Ihnen den Weg zeigen, denn ich gehe eben auch dorthin. Aber unbedingt thum Sie gut, den Korb hier zu lassen.“

Sie übergibt diesen dem Mädchen mit der schüchternen Bitte, den Inhalt wohl in Acht zu nehmen und folgt ihrem Führer auf die Straße.

Es schien Frau Paul, als ob sie meilenweit durch lärmvolle Gassen gewandert sei, bis sie endlich vor einem weit geöffneten Thorweg stehen. Der Führer gibt ihr ein Zeichen, ihm zu folgen, indem er nach einem langen, mit Teppichen bedeckten Eingang voranschreitet, und hinter ihm hergehend, wundert sie sich, wie dieser erleuchtete Gang zu der Wohnung, die Werner für sie eingerichtet, führen könne. Ihr Herz klopfte erwartungsvoll, denn jetzt wird sie ihn ja gleich sehen. Einen Augenblick verweilt ihr Führer an der inneren Eingangstür und spricht mit Jemand, dann läßt er sie durch dieselbe eintreten; sie befindet sich in einem hohen, glänzend erleuchteten Raume, in dem eine Menge Leute dicht nebeneinander sitzen.

„Wenn Sie hier Platz nehmen,“ sagte er lächelnd, auf einen leeren Sitz deutend, „so werden Sie durch den Eingang dort Ihren Sohn in einigen Minuten erscheinen sehen.“

Frau Paul dankt ihm einfach, nimmt ihren Platz ein und wartet, den Blick in den weiten leeren Raum vor sich gerichtet. Aber warum brennen jetzt hier Lichter? Die Junifonne beglänzt in diesem Augenblick das Meer und es muß tageshell in ihrer Hütte sein. Wie viel tausende Menschen sind hier versammelt, alle nach derselben Richtung blickend, alle den Eingang im Auge haltend, den man ihr bezeichnen hat. Warten denn diese Leute alle auf ihren Werner?

Plötzlich beginnt das Orchester zu spielen, und mehr und mehr verwirrt, wendet Frau Paul ihre Blicke den Musikern zu. Werner hatte ihr niemals etwas von dieser Musik, diesen Lichtern, diesem großen gewölbten Raum und der Versammlung darin erzählt. Was bedeutet das Alles, was geht das ihren Sohn an?

Ein plötzliches Händeklatschen der Menge und Frau Paul wendet ihre Blicke wieder der Thür zu, die man ihr bezeichnet. Niemand ist dort zu sehen, außer einigen mühsigen Herumflüchern, die sich während der ganzen Zeit daselbst aufgehielten. Doch jetzt zeigt sich in der Mitte des Raumes ein Mann, der eingetreten sein mußte, während sie den Kopf nach der Musik gewendet, dessen Gesicht sie aber noch nicht sehen konnte, da er eben ein von der Höhe herabgelassenes Seil hinaufklettert.

Verwundert betrachtet Frau Paul die leichte, bewegliche, in einem engen, weißen und rothen Anzug gekleidete Figur, wie sie mit der Eile und Geschicklichkeit eines Sackträgers empor klettert. Wie kann der Mann nur so etwas Narrisches wagen? Ist ein Menschenleben so werthlos, daß man es in dieser Weise auf das Spiel setzen darf, um für einen Augenblick als ein Wunder angestaunt zu werden? Ist der Tod etwas so Gleichgültiges, daß man ihn auf diese Weise herauszufordern wagen darf? Ach, an den Beruf dieses Menschen zu denken und — an den Werner's!

Es findet an dem heutigen Juniabend eine Abschiedsvorstellung zum Benefiz des berühmten Gymnastikers Herrn Paulini statt, der nach seiner kurzen und glänzenden Laufbahn sich von der Gesellschaft zurückzieht, die keinen seines Gleichen hat. Wie man sich halbspöttisch, halb zweifelnd erzählt, beabsichtigt er, ein kleines Geschäft in einer der Vorstädte einzurichten und dort mit seiner Mutter, einer armen Schulmeister's-wittve, zu leben.

Wie lächerlich, sagt man, gerade auf der Höhe seines Ruhmes anzutreten.

An diesem Abend will er zum ersten und auch zum letzten Male ein Kunststück ausführen, wie noch keines zuvor von einem Andern versucht wurde.

Eben steht er in dem fliegenden Trapez, sich sorglos schaukelnd, und indem er auf die Menge niederblickt, sieht Frau Paul ihm gerade in's Gesicht und — erkennt ihren Sohn.

In diesem Augenblicke schwingt sich der Gymnastiker nach einem vierzig Fuß entfernten zweiten Trapez, springt mit einer Kühnheit und Sicherheit ohne Gleichen durch dieses hindurch, hängt sich mit einem Fuße an ein drittes und schwebt so hundert Fuß über der Arena.

Ein großer Erfolg! Der Beifallsturm, welcher das Haus erschüttert, gibt davon Zeugniß. Ein ganz entschiedener Erfolg, ohne alle Frage; dort aber inmitten der bewegten Menge sitzt eine geisterblasse Frau, die Niemand kennt, still, unbeweglich — todt.



Das Jahr 1876 hat, wie in allen seinen Erscheinungen, so auch in der Mode zu einem Compromiß gedrängt! Wir haben die Mode allen Richtungen huldig, alle Formen annehmen sehen und sie hat durch diese Concessionen eine Majorität ihrer Anhänger geschaffen, wie sie seit undenklicher Zeit nicht zu verzeichnen war. Auch die beginnende Saison wird darin nichts ändern — wir werden uns mit derselben Freiheit, derselben Bequemlichkeit und derselben Einfachheit kleiden dürfen, wie bisher; es wird der Typus der Wintermode lediglich von dem individuellen Geschmack und der persönlichen Laune regiert sein, wie in den Tagen des Frühjahrs, den sommerlichen Monaten und in diesen Herbstwochen.

Wir bevorzugen in den Toiletten auch ferner noch die anschließende Kleidung, die meist aus einem Ueberkleid und Rock besteht; nicht minder beliebt bleibt aber auch das Arrangement aus Tunika und Kürassier.

Die Stoffe zu den Wintertoiletten: drap nappé, mosaïque, piqué de laine, drap matelassé und andere sind aus starkem Gewebe und mit farbigen Streifen als beliebtestes Dessin versehen, unter denen die Nuancen: Roth, Blau, Olive und Eisenbleifarbe vorherrschend. Gleiche, einfarbige Gewebe ohne Dessin werden, in Berücksichtigung des noch immer herrschenden Geschmacks: mehrere Stoffarten zu einer Toilette zu verwenden, fabricirt und dienen bei einfachen Roben, ohne Seitenstoff, als passendes Material zum Rock und Besatz.

Die neuesten Damastmuster in Wolle und Seide huldigen dem Renaissance-Stil und werden voraussichtlich zu Ueberkleidern mit Röcken aus einfarbigem Seidenstoff verwendet werden. Sammet, namentlich die englischen Fabrikate, welche in allen nur wünschenswerthen Nuancen zu haben sind, bieten ein sehr beachtenswerthes Material für winterliche Toiletten.

Als Besatz dürfen die breiten, mit farbiger Wolle oder Seide gestickten Volsenigen und vor Allem die in überaus schönem Mustern gestickten Franzen auf großen Erfolg rechnen.

Für die Gesellschafts-toilette wird vorzugsweise die Anwendung von durchsichtiger Stickerei als Garnitur beabsichtigt und zwar in hellen Farben auf mehr oder weniger dunklem Grunde. Neben dem dominirenden Roth ist als neue Modefarbe tillau zu erwähnen, ein mattes Schwefelgelb, das in der Zusammenstellung mit Olive mit Vorliebe zu Hüten verwendet wird. Die Hüte werden mit Federn sowie auch mit Sammet- und Großgrain-Bandage oder Velvetschlag sehr reich ausgestattet sein.

Die große Auswahl grauer oder elfenbeinfarbener Filzhüte mit dunklem Castorrand, anderer aus olive, braun, loutre oder bordeauxfarbenen Filz beweisen die Vorliebe für dieses Genre. Aus älteren Fachbüchern erfährt man, daß bereits im vorigen Jahrhundert derartige Hüte gefertigt wurden. Schon Johann Heinrich Vohs schrieb in seiner „Luise“ (dritte Auflage, zweiter Jahrgang) im Jahr 1780:

„Allo sprach sie und nahm mit behaglicher Lache den Sessel, Welchen Amalie bot, und legte den zierlichen Filzhut, Den weichwolligen, weißen, mit bräunlicher Flocke gerändert.“

u. s. w. Dieser gefeierte Damen-Filzhut, der jetzt als Uebergangshut für den aus Sammet gefertigten, oder mit diesem gleich berechtigt getragen wird, muß wol in jener Zeit sehr geachtet gewesen sein, daß der Dichter in seiner „Luise“ dessen Erwähnung that.

Eine graziose Neuheit der Saison wird uns mit dem Schleier ägyptienne geboten, der während der Bade-Saison viel von sich reden machte und auch bei uns bereits in anmuthiger Form getragen wird. Er besteht aus einem drei Meter langen rothen, weißen (poudre de riz) oder schwarzen Tüllstreifen, der, bindenähnlich, in Falten über die Stirn geführt, im Nacken verschlungen und wieder nach vorn geleitet, eine Schleife bildet.

Die Paletots und Mäntel sollen sehr lang getragen und am Aermel, dem Halsauschnitt und den Taschen mit Pelzstreifen verbrämt werden. Die Pelzgarneitur tritt überhaupt in beachtenswerther Weise in das Gebiet der Confection, und eine der anmuthigsten wirklich effectvollen Neuheiten bietet sich mit dem aus zwei aneinander genäherten Streifen gebildeten Besatz des schwarz gefärbten Fuchses. Gefärbte caniches, mit einem Gold- oder Silberstimmer versehen, sowie opessum und sea lion zählen ebenfalls zu den oft sehr passagieren Neuheiten der Gegenwart; ebenso ein Pelz imitirender Federbesatz, an welchem die kurzen, beliebig gefärbten Federn in hochstehender Richtung dicht aneinander gewebt sind.

Veronika v. G.

Auflösung des Logogryph Seite 292.

„Minne. — Minna. — Minona.“

Auflösung des Rebus Seite 294.

„Bildhauer.“

Correspondenz.

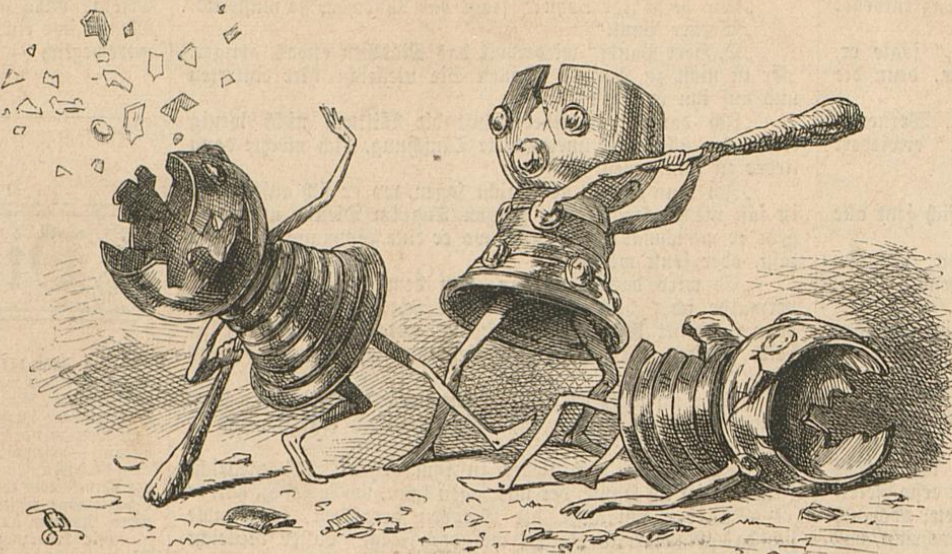
Toilette, Mode, Handarbeit. N. M. Seite 292, Abb. Nr. 4, brachte eine zu dem Zwecke geeignete Spitze. — Eine langjährige Abonnentin. Wir empfehlen Ihnen einen langen ungarischen Rock, dessen hintere breite Tallsalte scheinbar mit einer Großgrainshärde gebunden wird. Hierzu lange anschließende Taille mit halblangen Aermeln und weißen Spitzenmanschetten, gleiche Spitze in dem herzförmigen Ausschnitt. Der edelste Tüllstreifen wird bankeartig mit Orangeblüthen befestigt. Bei der Civiltrauung ist ein dunkler Promenadenanzug comme il faut. — Junge Frau von der Insel Nigen. Lange, vorn lackförmige, hinten halb anschließende Paletots werden getragen. Wählen Sie Stuntes. Ein leicht wattirtes Seidenfutter ist zu dem Zweck zu empfehlen. — M. Z. Die auf Seite 291 d. Z. verblüthigte Toilette, mit weißen Schleifen und Myrthensträußen statt der schwarzen Bänder garnirt, würde sich für eine jugendliche Brauttoilette verwenden lassen. — Eine diesjährige Abonnentin. Ihre Wünsche sind zur Berücksichtigung empfohlen. — Frau J. Z. Die Röde aus Flanell werden keilsförmig zugeschnitten und mit sehr breitem, nach der Figur zu arbeitendem Gurt getragen; ebenso die Beinkleider. Das Geschäft von Gebüder Mofse, Berlin, Jägerstraße 47, hält derartige Gegenstände vorräthig. — S. V. Auf Seite 282 dieses Jahrgangs ist ein derartiges Kleid veranlaßt. — Zwei Grastengel. Sollte das sehr hübsche Dessin auf Seite 249 dieses Jahrgangs Ihren Wünschen nicht entsprechen? — Frau M. Th. in B. Sobald es der Raum gestattet, wird Ihr Wunsch Berücksichtigung finden. — Eine junge Braut in S. Die Mode hat keine besonderen Formen für Brauttoiletten, zumal es sich nur um ein Vereinfachen des herrschenden Geschmacks bei diesen Toiletten handelt. — Eine langjährige Abonnentin. Eine der nächsten Nummern (October) bringt eine derartige gestrickte Bettdecke. Rannette Höflich hat einen Leitfaden über Strickarbeiten herausgegeben, den Sie aus der Korn'schen Buchhandlung, Nürnberg, beziehen können. — Neuzehnjährige in N. Wir empfehlen Ihnen ein hinten zu schmürendes prinzefförmiges Ueberkleid mit herzförmigem oder viereckigem Ausschnitt und halblangen Aermeln. Das Reßband würde eine chemische Fleder-Reinigungs-Anstalt (Zudlin, Berlin, Leipzigerstr. 46) am besten bestellen. — Gänselblüthen. Die Weiße wird aus schwarzem Stoff mit untergeknüpftem, weißem Streifen, die Brauwatte aus weißem Stoff getragen. Lackstiefel sind eleganter. — Betreffs der sinnigen Verse raten wir Ihnen, ein Dichtergedicht in den Ihnen nahe stehenden Kreisen aufzusuchen. — Minna in S. Wählen Sie ein möglichst kurzes rosa Tarlatankleid, mit einer Schärpe aus gleichem Stoff über der Schulter drapirt und eine vergoldete breite Spange oder Rosen im Haar. — N. A. in Karlsruhe. Unter den vielen Modellen, zu dem betreffenden Stoff verwendbar, werden sich gewiß zwei finden, die Ihnen zugehen. Wir eruchen Sie, uns gefälligst die ausgewählten Toiletten bezeichnen zu wollen, um nach diesen die Schritte anfertigen zu lassen. — A. F. — Langjährige Abonnentin. Kroll, Kommandantenstr. 6 und Freitag, Zimmerstr. 9, Beide

in Berlin. — C. — Glückliche Braut. Toiletten aus Mull werden von jugendlichen Bräuten gern gewählt. Im Winter zieht man Seidenstoffe, Atlas oder Grosgrain dem luftigen Gewebe vor. Natürlich tragen Sie den Kranz aus Myrthe. — S. C. Coburg. Das Genre zählt nicht mehr zu den modernen und kann deshalb nicht zur Nachahmung empfohlen werden. — Abonnentin in Hamburg. Wir empfehlen Ihnen den Hoflieferanten S. Müller, Berlin, hinter dem Gießhause 1.

Kosmetik und Gesundheitspflege. **W. O.** in N. Zu dem als „Pachoulieffenz“ von den Parfümisten vertriebenen Parfüm gab Professor Virzel folgende Vorschrift: Rosenöl 1 Theil, Pachoulöl 4 Theile, Weingeist 400 Theile. Das Pachoulöl ist sehr theuer und escht nur durch größere reelle Droguenhandlungen oder Fabriken ätherischer Oele zu beziehen. Pachouli oder Buchapat ist der hindostanische Name der Pflanze, welche das ätherische Pachoulöl liefert, und die in Wuchs und Form einige Ähnlichkeit mit unserer gewöhnlichen Gartenjalpe hat. Die Pflanze kam erst vor ca. 30 Jahren zu uns und wird jetzt auch in unseren Gärten gezogen. In Indien und China ist sie seit Jahrhunderten ein beliebtes Parfüm, das im Gemisch mit Kampher den eigenthümlichen Geruch dortiger Zimmer bildet. Man scheint dort mit diesem Parfüm praktisch zu verbinden, die Insekten, besonders Motten, von Geweben abzuhalten, denn das Pachoulkraut gilt als ein vortreffliches Mittel, die Motten fernzuhalten. Auch die indischen Schawis sowie die chinesische Tische verduften ihren Geruch dem Pachouli. — S. in N. Stabsarzt a. D. Dr. med. J. Vincus, Spezialist für Haarkrankheiten, Berlin, Unter den Linden 66. — W. C. Eine Schminke aus Zinkweiß, Benzoeextract und Rosenwasser kann die Sommerprossen nur verdecken, nicht vertreiben; im Uebrigen ist eine solche Mischung unschädlich für die Haut. — D. J. 124. 1. Die Toiletten-Teinte enthält für die Haut unschädliche Bestandtheile. 2. Das Waschen der Haut mit Kornbranntwein ist derselben nur zuträglich. 3. Außer Psilothron ist als Enthaarungsmittel das Calciumsulphhydrat zu empfehlen.

Verschiedenes. **Mary B. in Amsterdam.** 1. Die Wettergläser, welche man Baroskope nennt, haben nur eine Beziehung zum Temperaturwechsel, nicht zum Druck der Luftsäule. Man kann mit denselben also in einem geheizten Zimmer alle Zeichen der Veränderungen in der Atmosphäre, welche man ihnen zuschreibt, zur Anschauung bringen, je nachdem man sich mit dem Baroskop dem Ofen nähert oder sich von ihm entfernt. — Fr. P. in B. Wir kennen C. Halbarth's verbesserte Familien-Nähmaschine aus eigener Anschauung nicht; vielleicht findet sich eine unserer Leserinnen veranlaßt, über die Leistungsfähigkeit dieser verbreiteten Maschine eigene Erfahrungen mitzutheilen. — Die von Ihnen erfragten Medaillons sind uns nicht bekannt. — Gr. Apollonia. Ihre Apothese an die Orthopädie mag in einzelnen Fällen gerechtfertigt sein, im Allgemeinen aber gemahnen die „Anschlambretter“ und „Nidengrathalter“ an moderne Holzerwerkzeuge, womit wir schwerlich der Entwicklung des jugendlichen Körpers die richtige Hilfe bieten würden. Das Gegenmittel gegen Schiefwerden durch Krummsitzen ist anderswo zu finden. — Saum eukine. Noch großer Vorrath, das Genre dieser Räthsel kann nur ausnahmsweise berücksichtigt werden. — Ruth Göhr. Werden Sie sich in Ihrer dichterischen Angelegenheit an einen verstandvollen Freund; auch zu lang. — S. Williger. Zur Aufnahme nicht geeignet. — S. Z. W. in S. Prof. Rohmähler ruht seit Jahren auf dem Friedhof in Leipzig, der andere Genannte ist uns unbekannt. — Ottile Stren, Ungarn. Eine Lebensgröße von Emil Bacano finden Sie in „Meer Land und Meer“. Werden Sie sich dieserhalb an die Redaction dieses Blattes. Ueber Daniel Beronda haben auch wir nichts

Rebus.



Näheres erfahren. — **Uma in E.** Ihrem Wunsche ist entsprochen worden. — **G. K. N.** Sind damit auf lange Zeit versehen. — **G. Höhn.** Alzu viel für unsern Raum. — **Bertha A.** Leider umsonst den weiten Weg gemacht. Nächstes in „Hülle und Fülle“ vorhanden. — Ihre „Verjuche, Berje zu machen“, werden Sie am besten auf Ihren Fremdenkreis beschränken. — **Namenlos.** Halten Sie vorläufig inne mit Ihren Einwendungen in Poesie und Prosa. — **Bertha Andree in N.** Ihre Frage ist uns nicht zugekommen. — **Adolph Z. in Hamburg.** Unmöglich können wir alle Gedichte aufbewahren oder zurücksenden. — „To be or not to be!“ in Wien. Not to be. — **Ein Ungalarin.** Die Verfasserin von „Fräulein Baroness“ und von „Schloß Gosen“ ist in der That eine und dieselbe Person, nur um vierunddreißig Jahr älter geworden. — **Sophie v. W.** Vergleichen Sie Ihre Anfrage nach dem Namen des „ursprünglichen Besizers von Schloß G. in Schlesien“; wir sind leider nicht allwissend. — **B. A. M. in Posen.** Ihre drei Fragen bezüglich „der lateinischen und griechischen Beschriftung in Gymnasien“, der „Heilbarkeit der Trunksucht“ und „der buchhändlerischen Geschäftsführung“ können nur schlechte befriedigend beantwortet. — **Aboncentin in Leipzig.** Cela dépend. — **Th. Sch. von N.** Das kleine Gedichtchen „Mondnacht“ ist zu reminiscenzreich. — **Maigbüchchen.** Mehr tonisch als poetisch. — **S. C. Barmen.** „Then not.“

Beantwortungen. Zu Frage 19 auf Seite 214. Das Auffärben von Strohhüten überläßt man besser Strohhutfabrikanten, da bekanntlich nach dem Färben ein Pressen und Appretiren nöthig ist, das sich bei kleinen Kosten oder einzelnen Hüten als zu kostspielig erweisen würde, wollte man es selbst ausführen; auch wenn man das Appretiren auf Holzformen mit heißen, schweren Eisen vornimmt, fällt es doch nicht so schön aus, wie dies in Fabriken mit geeigneten Apparaten erzielt wird. Als Lack verwende ich feinen, braun-

nen Lederlack, wie solchen die Buchbinder gebrauchen, künstlich in allen größeren Droguenhandlungen, in kleineren Städten wol auch in Papierläden oder Buchhandlungen. Als besten Lack fand ich den französischen, welcher auf der Biquette die Firma Duviné, Rue St. Honoré Nr. 28, trägt. In Qualität steht ihm am nächsten ein Lack, den ich von Halbersberg und Westphal in Berlin bezog, doch deckt dieser Lack nicht so gut. Der Lack wird mittelst eines nicht zu weichen Pinsels aufgetragen. Der Preis stellt sich per Hut auf 10 bis 15 Pfennige. Einen schwarzen, wohlfeilen, guten Strohhutlack beziehe ich von S. Klein in Hirschberg in Schlesien. **Marie M.**

Zu Frage 20 auf Seite 214. Das Coloriren von Glasbildern für Nebelbildapparate geschieht am besten mit den sogenannten Anilinfarben, welche in jeder Droguenhandlung käuflich sind und zuerst von Dr. Jacobien in Berlin unter dem Namen Brillantlase fabricirt wurden. Es gehört einige Übung zu dem Coloriren mit diesen farbigen Läden, da dieselben unter dem Pinsel rasch trocken und leicht streifen werden. Man kann sie jedoch durch Zusatz von einigen Tropfen reinen Lavendelöls längere Zeit flüssig erhalten. Will man Nuancen erzeugen, die fertig nicht zu haben sind, so kauft man logen. Spirituslase (eine Auflösung von Sandarac-Gummi in Alkohol) und vermischt dieselbe mit einer alkoholischen Anilinfärbung von gewünschter Farbe. Zur Verdünnung dicit gewordener Farblade nimmt man vorgenannten Spirituslase, den man, wenn er selbst zu dick ist, mit 50procentigem Alkohol verdünnt. **B. Weiskopf.**

Zu Frage 30 auf Seite 18. Ich führe zwei Arten von Blüßmaschinen, auf der einen kann man Streifen bis zu 26 Centimeter Breite, auf anderen Streifen bis zu 36 Centimeter pflücken. Beide Arten können sowohl mit Gas, als auch mit Bügelstein erwärmt werden, gehen sehr leicht, ziemlich geräuschlos und sind für 7 Muster eingerichtet. Die Maschinen sind verwendbar für Kleiderstoffe, Kragen und Manschetten, Regligé- und Weißwaren. Preis der Maschinen: 120 und 140 fl. österr. Währung.

W. Pels, VII. Bez., Kirchengasse 15 in Wien. Zu Frage 7 auf Seite 116. Dunkelbraunfärbende verbleichende Haarzöpfe, Gleiche Gewichtsmengen frischer Wallnußblätter und unreifer Wallnußschalen werden mit der erforderlichen Menge Wasser vier Stunden hindurch gekocht, dann vom Feuer genommen und 24 Stunden lang stehen gelassen. In die durchgeseigte Brühe legt man die vorher sorgfältig entfetteten Haare ein und läßt sie ein paar Stunden darin zum Ausfärben liegen. **Cäsar.**

Mit einer Lösung von Silbstein (dem Silberbad der Photographen) kann man Haarzöpfe sehr gut braun färben. Je nach der gewünschten Haarfarbe wird die Auflösung mehr oder weniger mit destillirtem Wasser verdünnt; je schwächer das Silberbad, je heller die Haarfarbe. Das Haar muß zuvor sorgfältig entfettet sein; am besten durch wiederholtes Waschen in Potaschenlauge. Man legt die Zöpfe dann bei hellem Sonnenlicht in das Silberbad; je heller und sonniger der Tag ist, um so rascher wird das Haar gefärbt werden. Ist der gewünschte Farbenton entstanden, so nimmt man die Zöpfe aus dem Silberbade, wäscht sie in destillirtem Wasser ab und läßt sie trocknen. Der unangenehme rothe Ton, den sie zeigen, verschwindet, wenn man die Haare einölt. So gefärbte Haare färben nicht ab; beim Färben selbst muß man sich in Acht nehmen mit dem Silberbad Hände und Kleider in Berührung zu bringen, damit man nicht schwer zu entfernende Silberflecke erhalte. Solche Silberflecke pflegen die Photographen mit dem äußerst giftigen Cyanalkali fortzuschaffen; ein in der Anwendung gefahrloses Mittel bietet eine frisch bereitete, sehr verdünnte Auflösung von übermangansaurem Kali und Salzsäure, mit welcher man die Flecke benetzt und sie dann mit einer Auflösung von unterchlorschwefeligen Natrium (Antichlor) nachwäscht. **Frau M. B. in München.**

Grosse Preis-Ermässigung!
Emil Halbarth's verbesserter Familien-Nähmaschinen.
Verbessertes Wheeler & Wilson System, mit ausspannbarer Drückerfeder, Federgestell und großem Treibrade, der neuen geräuschlosen Nähmehrvorrichtung und dem großen Centrer hinten, welcher der Maschine den sicheren und ruhigen Gang verleiht, der sie vor der gewöhnlichen Wheeler & Wilson und gleichen Modellen anderen Namens auszeichnet. **Singer-System** mit neuem Nadelheber, geschmiedeten Nadeln, Stahlwellen und Ueberführung beim Nadelwechsel. **Singer-Schneider, Leipziger Säulen-Maschinen, Pechhain-Maschinen, Kurbel-Maschinen, Clarice, Cyress und Victoria** ein gross und ein detail. Nähmaterial billigst und nur in bester Qualität. **Preis-courant, Nähproben u. Verpackung frei, dreijährige Garantie, Reparaturwerkstatt.**
An meinen verbesserten Nähmaschinen für Familien wie für Handwerker die weueste Verbreitung zu verschaffen, und jeder Concurrent nicht nur durch bessere Qualität, sondern auch durch Billigkeit zu begegnen, habe ich meine anerkannt reellen und niedrigen Fabrikpreise vom 1. Juni ab noch bedeutend herabgesetzt, und erlaube meine Maschinen ohne Preisermäßigung von jetzt ab auch auf Theilzahlungen, außerdem gewähre ich für bare Zahlung einen weiteren **Rabatt von 10 Procent.**
Emil Halbarth, Berlin W., Friedrichstrasse 65^a, Ecke Mohrenstrasse,
Lieferant d. Reichspost, d. deutsch. Kriegervereins, d. Lette-Vereins, d. Paderstein'schen Stiftung, mehr. hies. Eisenbahndirectionen u. hoh. Behörden.
Meine Maschinen sind nur dann echt, wenn sie meine volle Firma und Schutzmarke auf der Nähplatte zeigen.

Grosse Preis-Ermässigung!
Frister & Rossmann's Familien-Nähmaschinen,
seit vielen Jahren bewährt und in bereits mehr als **100,000 Stück** im Gebrauch, sind mit den neuesten und praktischsten Verbesserungen versehen, die beliebesten für den Hausgebrauch, sowie für gewerbliche Zwecke, bei größter Geräuschlosigkeit arbeiten sie sich schon in leichten und starken Stoffen, vom feinsten Mull bis zum dicksten Double.
Trotz der regelmäßigen Hinweise auf die Merkwürdigkeit für die Aechtheit der Frister & Rossmann Maschine — den Abdruck der vollen Firma nebst gerichtlich deponirter Fabrikmarke auf der Deckplatte und das F & R im Gestell, sind in neuerer Zeit ausgelegte Verläuche zu Täuschungen durch andere Fabrikate gemacht worden, es wird deshalb jetzt jeder Maschine außerdem ein **Ursprungs-Zeugniß** [507] der Fabrik beigegeben, ohne ein solches ist keine Maschine ächt.
Der seither schon anerkannt billige Preis für die Frister & Rossmann Nähmaschine ist v. 1. Juni ab um ein Bedeutendes weiter ermäßigt u. werden außerdem bei Baarzahlung **10 pct. Rabatt** vergütet. Verkäufe auf Abzahlung ohne Preisermäßigung.
Garantie wird geleistet, Unterricht frei, Verpackung nicht berechnet, Preislisten und Nähproben gratis.
Verkaufslocal für Berlin: W., Leipziger Str. 112, Ecke der Mauer-Str.
Die Fabrik errichtet in jeder Stadt von Bedeutung ein Depot und wollen sich Reflektanten von Plägen, die noch unbesetzt, dieserhalb an uns wenden.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,
prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.
G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44]
Man verlange I. Qualität.

Briefmarken. Preis-Liste gratis.
S. F. Friedmann, IX. Kolling, 15. Wien.
Plisse-Maschinen
sowie rundtollige Brenn-Maschinen, zu Kleiderbesatz und Weißwaren z. empfehlen die Fabrik von [514]
W. Martens, Berlin, Niederwallstr. 18

Moras haarstärkendes Mittel.
Dieses unübertreffliche Fabrikat, 17 jährigen steten Erfolges, kostet in Originalflaschen à 6 Flakchen 10 Mark. A. Moras & Cie., Köln. [487]
Corsage Cuirasse,
unersäglich zu den neuen Cuirasse-Tailen, empfiehlt unter Garantie des guten Eigens, weiß oder grau,
Prima à Stück 7 M. 50 S., franco gegen Postvorschuss. Nichtconvenirendes wird jederzeit umgetauscht. [458]
Julius Henel, vormals G. Fuchs in Breslau.

Preis ohne Verschlusskasten Mark 81.
Preis mit Verschlusskasten Mark 90.

Preis ohne Verschlusskasten Mark 81.
Preis mit Verschlusskasten Mark 90.

Lincoln-Nähmaschine
entschieden die praktischste aller existirenden Systeme, da mit derselben alle vorkommenden Arbeiten gefertigt werden können. Dieselbe näht den leichtesten Shirting oder Mull genau so gut, als den schwersten Doublestoff, wodurch sie dem zum Theil sehr viel eingeführten Wheeler & Wilson-System entschieden vorzuziehen ist, da letzteres zu Weisnarbeiten wohl gut zu verwenden, zu etwas schwereren Arbeiten, welche wohl in jeder Familie einmal vorkommen dürften, jedoch gar nicht zu gebrauchen ist. — Infolge der vielen Vorzüge, die unsere Maschine anderen gegenüber besitzt, sind wir bereits seit Jahren mit den Lieferungen an Behörden betraut. — So bezogen zuletzt das Herzogl. Braunschweigische Haupt-Steueramt hier, das Königl. Ungar. Central-Post-Amt in Pest, sowie viele andere Post-, Telegraphen-, Vorlesungs- und Coniung-Vereine zur nachweislich vollsten Zufriedenheit unser Fabrikat. Die Construction unserer **Lincoln-Maschine** ist eine äußerst einfache, so daß jeder Laie, der noch nie auf einer Maschine gearbeitet hat, mit Hilfe der sehr genauen Gebrauchsanweisung sofort daran arbeiten kann. Die Ausstattung unserer Maschine ist äußerst elegant, die Arbeit eine gediegene und übernehmen wir eine reelle dreijährige Garantie.

L. Meder in Heidelberg
empfehlen sein reichhaltiges Lager feiner **Ahorn-Holzwaren** zum Bemalen, sowie große Auswahl farbiger Vorlagen zu **Blumen und Ornamenten.** [505]
Cataloge auf Verlangen gratis u. franco.

Sofie Fricke,
Commissions-Geschäft für Damen-Artikel, Wien VII., Mariasbillerstr. 62, v. 12. Nov. 1876 an: VI., Eberhardstr. 18b. I., empfiehlt sich zur prompten Belieferung von Artikeln jeder Art; durch Verbindungen mit den ersten Wiener Häusern bin ich in die Lage versetzt, jede Bestellung prompt und billig auszuführen. [511]

Das Recept,
nach welchem man in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern den wegen seines vorzüglichen Geschmacks und wegen seiner prachtvollen Farbe weltberühmten Kaffee bereitet, besteht einfach darin, daß man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit **Otto E. Weber's Feigen-Kaffee** zusetzt.
* Nächstlich empfohlen dem „Bazar“, „Meer Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Zulassung franco. — Zu haben in der Fabrik von **Otto E. Weber in Berlin S. O., Schmidstraße 31.** [330]

Die Maschinen-Strumpf- & Strickwaren-Fabrik von **J. Charisius** in Königsberg i. Pr. empfiehlt ihre Strickfabrikate zu billigen Preisen. **Damenweissen** in vorzüglichen Facons u. geschmackvollen Farben, sowie **Strümpfe** und **Beinlängen** von einfachsten bis elegantesten Genre sind Specialität. — Wiedervertäufener Rabatt. — Agenten gesucht. — Auch verkaufe ich neueste **Facons-Strickmaschinen** und ertheile Kaufern in der Fabrik eingehenden Unterricht gratis. [439] **J. Charisius.**

Echter alter Tokayer-Ausbruch [512]
für Reconvalescente besonders empfohlen: 1 Bouteille Ia. à 1/2 Ltr. 8 M., 5 Bouteill. 36 M., 1 Bouteille IIa. à 1/2 Ltr. 7 M., 5 Bouteill. 30 M., 1 Bouteille IIIa. à 1/2 Ltr. 6 M., 5 Bouteill. 26 M.
Versendung prompt geg. Postvorschuss durch **Heinrich Schwarz, Budapest** (Ungarn), Universitäts-Platz Nr. 2. [503]

Meine mit garantirter Trakraft bewährte **Prima Taschen-Hänge-Matte** noch von keiner Nachahmung erreicht, trägt meinen Fabrikfirma-Stempel, wiegt kaum 1/2 Kilo und kostet M. 8.—, II. Qualität ohne Stempel M. 6.50., III. Qualität ohne Stempel M. 3.50.
F. B. Grünfeld,
Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs in Landeshut in Schlesien.
Die vorzügliche Qualität der Chocoladen aus der rühmlichst bekannten **Fabrik von Ph. Suchard** in Neuchâtel (Schweiz) findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184b]
Auf die große Auswahl in Geizenen geeigneter Chantafischchocolate mit Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht.
Entrepôt général à Paris 16, rue Montmorency.

Dresdner Façon-Strick-Maschinen [492]
mit verstellbarem Stahlnadelbett für Familien- und Industrie-Gebrauch zu ermäßigten Preisen und unter günstigen Zahlungs-Bedingungen.
Strickmaschinen-Nadeln, à 10 Pf. per Stück, empfiehlt **Dresdner Strickmaschinenfabrik Laue, Thiele & Co., Löbtau b. Dresden. Solide Wiederverk. ges.**
Inserate haben erfahrungsmäßig in Folge der großen Auflage unseres Blattes bedeutenden Erfolg. Preis der Spaltenweise 2 M. Alle Annoncen-Expeditionen nehmen Aufträge entgegen, desgleichen die **Administ. des Bazar, Berlin SW., Gieseler-Str. 4.**